Wichtig Wieso regiert nicht schon längst Rot-Rot-Grün? Jakob Augstein im Gespräch mit Gesine Schwan **Politik S. 4**

Wahrhaftig Weshalb lesen wir derzeit lieber eine Biografie als einen Roman? Zur Krise der Fiktion **Kultur S. 13**

Wohlig Warum die TV-Show „The Great British Bake Off“ das reine Idyll ist **Kultur S. 15**

Beilage **Frankfurter Buchmesse**

„Niemand kommt an so vielen Leuten vorbei“

Asansörpress35

Politik Die Community diskutiert über die politischen Folgen der Großdemonstration gegen TTIP
»freitag.de/community

Partner des Guardian

15. Oktober 2015
42. Woche
Deutschland 3,80 €
Ausland 4,10 €

der Freitag

Das Meinungsmedium

Ich bin die Zukunft

Wie Online-Portale für Jugendliche den Journalismus ruinieren S. 6/7

FOTO: ARDA SAVAŞCIOĞULLARI/ISTOCK

Das Paradox der Politik

Asyl Es gibt durchaus Wege, die Flüchtlingskrise zu lösen. Aber dafür müssen wir uns dringend von ein paar Illusionen verabschieden

■ **Herbert Brücker**

Immer wieder wird Angela Merkel vorgeworfen, sie habe die Grenzen für eine massenhafte Zuwanderung geöffnet. Aber das ist nicht der Fall. Sie hat sich vielmehr zur Genfer Flüchtlingskonvention und zum Grundrecht auf Asyl bekannt. Beides sind Individualrechte, und insofern kann es keine Obergrenzen geben. Der Großteil der Flüchtlinge kommt heute aus den Ländern, in denen Krieg und politische Verfolgung herrschen. Der Anteil der Flüchtenden aus den Westbalkan-Staaten ist dagegen auf unter zehn Prozent gefallen. Die Mehrheit der Flüchtlinge wird in Deutschland Anspruch auf Schutz geltend machen können. Wir dürfen nicht vergessen: Sie kommen aus Ländern in unserer Nachbarschaft. Der Weg von Damaskus nach Berlin ist kürzer als von der Ost- zur Westküste in den USA.

Wir müssen uns deshalb von einigen Illusionen verabschieden. Es wird nicht gelingen, Europa von den Konflikten und den Menschen, die vor ihnen fliehen, abzuschotten. Und es ist naiv anzunehmen, dass durch Diplomatie oder gar Militärinterventionen die Fluchtursachen in Afghanistan, Syrien oder Eritrea bekämpft werden können. Die Flüchtlingsmigration wird sich so ganz sicher nicht aufhalten lassen.

Die Rechtslage in der EU ist paradox: Auf der einen Seite hat jeder einen Anspruch darauf, dass sein Fall geprüft wird. Auf der anderen Seite tut die EU alles dafür, dass diese Menschen die Union nicht legal erreichen können. Flug- und Schifffahrtgesellschaften werden bestraft, wenn sie Menschen ohne gültige Ausweispapiere befördern. Und zu humanitären Zwecken werden EU-Visa in aller Regel nicht erteilt. Erreicht der Flüchtling aber auf illegalen Wegen die Union, dann kann er dafür nicht belangt werden, sofern er einen Asylantrag stellt. Diese unsinnigen Regelungen zwingen die Flüchtlinge zur illegalen Migration. Das Entstehen einer Industrie von Schleppern und Schleusern ist da nur eine logische ökonomische Konsequenz.

Wenn die Grundsätze des Asylrechts nicht durch den Bau von Transitlagern oder gar Grenzzäunen aufgeben werden sollen, dann muss das Paradox der Flüchtlingspolitik aufgelöst werden. Das wird nur gehen, wenn endlich legale Wege des Zugangs geschaffen werden. Das könnte durch ein humanitäres Visum geschehen, das ein Recht zur legalen Einreise beinhaltet, um die Schutzgründe in der EU in einem rechtsstaatlichen Verfahren prüfen zu lassen. Richtig ist aber auch: Damit das funktioniert, wird man nicht ohne einen Screening-Prozess auskommen, der unbegründete Fälle ausschließt.

Unsinnige EU-Regeln zwingen die Menschen zu einer illegalen Migration

Mit Möglichkeiten der legalen Einreise von Flüchtlingen ist die Frage ihrer Verteilung eng verbunden. Das Dublin-System, nach dem die Flüchtlinge dort bleiben müssen, wo sie zuerst die EU betreten, ist gescheitert. Würde es konsequent angewendet, dann müssten die Länder an den Außengrenzen alle Kosten der Flüchtlingsmigration tragen. Dazu sind sie verständlicherweise nicht bereit. Sie unterlaufen das Dublin-System, indem sie alles dafür tun, dass die Flüchtlinge weiterreisen. Ein Quotensystem, das diese Menschen nach Ländergröße und wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit über die EU verteilt, wäre sicher gerechter. Es ist aber weder in der EU durchsetzbar, noch entspricht es den Interessen der Flüchtlinge. Sinnvoll wäre stattdessen eine Entkopplung der Verteilung von den Kosten: Sie sollten nach wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit von allen EU-Staaten getragen werden, ohne dass die Migranten entsprechend verteilt werden.

Gegenwärtig konzentriert sich die Flüchtlingsmigration auf Deutschland und einige wenige andere EU Staaten. Heute kann niemand sagen, ob sich diese Migration langfristig auszahlt. Die Erkenntnisse über die Integration von Flüchtlingen in den Arbeitsmarkt sprechen eher dagegen. Das heißt aber nicht, dass Deutschlands Grenzen der Aufnahmefähigkeit erreicht sind. Zwar ist die öffentliche Infrastruktur der Aufgabe gegenwärtig tatsächlich nicht gewachsen. Lange Asylverfahren, die Gesundheitsversorgung und vor allem die Unterbringung von Flüchtlingen stoßen an Kapazitätsgrenzen. Der Aufbau einer solchen Infrastruktur braucht Zeit, die wir eigentlich nicht haben. Die Bevölkerung wächst durch die Flüchtlingsmigration allein 2015 um etwa ein Prozent. Das Wachstum in den kommenden Jahren kann heute noch nicht eingeschätzt werden. Wir brauchen Sprachkurse, bildungs- und arbeitsmarktpolitische Maßnahmen in großem Umfang. Dafür wurden viel zu spät die notwendigen Gelder bereitgestellt.

Der Aufbau der notwendigen Infrastruktur ist ohne Zweifel schwierig. Aber ein Vergleich mit den Belastungen der Wiedervereinigung ist falsch. Damals ging es um einen komplexen Transformationsprozess von Wirtschaft und Gesellschaft. Die Zahl der Erwerbstätigen in Ostdeutschland sank um 40 Prozent, es wurden bis zu 200 Milliarden DM pro Jahr von West nach Ost transferiert. Dagegen nehmen sich die geplanten Aufwendungen von zehn Milliarden Euro für die Flüchtlinge fast bescheiden aus. Unsere Probleme sind organisatorischer, nicht finanzieller Natur. Ohne die Herausforderungen der nächsten Jahre kleinreden zu wollen: Wer behauptet, dass die Flüchtlingsmigration uns überfordert, der unterschätzt unsere Möglichkeiten.

Herbert Brücker ist Experte für internationale Migration und lehrt an der Uni Bamberg

Sebastian Puschner über den Abgasbetrug und seine Folgen

Kein Witz: Die Skandalgeschichte von VW könnte doch noch glücklich enden

Leonardo di Caprio sollte noch etwas warten. Der Hollywoodstar will den VW-Skandal verfilmen. Doch in der Angelegenheit ist das Ende der Fahnenstange längst nicht erreicht. Für das Drehbuch werden noch einige wertvolle Episoden hinzukommen. Denn die Manipulation war von einer so ausgereiften Systematik, dass sich die Mär von wenigen verantwortlichen Entwicklern nicht mehr lange halten wird. Verschiedene Spielarten der Betrugssoftware gab es für die Einspritztechnik AdBlue, für Modelle mit Speicherkatalysatoren und für die von Land zu Land unterschiedlichen Varianten der Abgastests. Mag der Vorstand all das nicht explizit in Auftrag gegeben haben: Dass sich der Dieselantrieb nicht von allein als Zukunftshoffnung halten lässt, dürfte längst stillschweigender Common Sense gewesen sein.

Weh tut dies, weil kein Unternehmen einer Wirtschaftsdemokratie so nahe kommt wie VW: Arbeitnehmer und Staat sind in einem Maße an Erträgen und Kontrolle beteiligt wie nirgendwo sonst. Fast 300.000 Jobs und viele Zulieferer sind hierzulande von diesem Modell abhängig. Das kollektive Versagen der Autoindustrie, der Politik und der Gewerkschaften beim Wandel hin zu einer zukunftsfähigen Mobilität findet bei VW seinen prägnantesten Ausdruck.

Wenn nun angesichts drohender Kosten von 40 Milliarden Euro die SPD die VW-Leiharbeiter durch die Ausdehnung der Kurzarbeitsregelung schützen will, dann ist das richtig – da mag man über Rettungsschirme für Großkonzerne noch so erbost sein. Es gilt, den Beschäftigten zu helfen. Richtig ist es auch, wenn VW nun seine Marketingausgaben senken, das Luxusmodell Phaeton höchstens noch in Elektroversion produzieren und Boni wie Ergebnisbeteiligung reduzieren will. Doch für die Existenzsicherung wird das nicht reichen. Dass nun ausgerechnet Matthias Müller an der Konzernspitze den notwendigen Kulturwandel vorantreiben soll, ist vielmehr ein schlechter Witz. Seine Berufung steht dafür so sinnbildlich wie die Übernahme des Aufsichtsrats durch Hans Dieter Pötsch. Beide entstammen der alten Führungsgarde. Ein Vorstandsmitglied wie Pötsch ohne Karrenzzeit direkt zum Aufseher zu machen – das ist schon ohne Abgasbetrug ein Skandal.

Will VW auf dem Mobilitätsmarkt der Zukunft noch eine Rolle spielen, dann ist ein gewaltiger Bruch mit der Vergangenheit notwendig. Warum sollte nicht der Geschäftsführer der Deutschen Umwelthilfe, Jürgen Resch, künftig im Aufsichtsrat sitzen? Der sprach schon 2007 über den Abgasbetrug und dessen fatale Folgen für Umwelt, Gesellschaft und VW selbst. Warum tauschen die Arbeitnehmer nicht ihre mitverantwortlichen Vertreter aus? Dabei könnten sie sich gleich an die Erfüllung der Frauenquote machen – im Gegensatz zur Arbeitgeberseite verfehlen sie die nämlich bisher. Und warum ist Alexander Dobrindt eigentlich noch Verkehrsminister? Er wurde nachweislich über die Schummelei bei VW informiert, wehrt sich in Brüssel aber nach wie vor gegen Abgastests auf der Straße.

Der US-Umweltaktivist Bill McKibben hat kürzlich auf die Parallelen zwischen Öl-abhängigen Firmen und Tabakindustrie hingewiesen. Auch letztere wehrte sich lange mit Betrug, gefälschter Forschung und Bestechung gegen die Enthüllung der tödlichen Folgen ihrer Produkte. Doch die Gegenöffentlichkeit hat gewonnen: Rauchen tötet, das weiß heute jedes Kind, die Absatzzahlen der Konzerne sind massiv gesunken. Im Gegensatz zur Zigarette gibt es beim Auto Alternativen, die die Gesundheit schonen.

4 2
4 198389 803803

Hegelplatz 1
10117 Berlin
PVStk. A04188
Entgelt bezahlt

Inhalt

Liebe Leserinnen und Leser, das journalistische Angebot im Internet ist riesig und auch wenn immer mehr Verlage dazu übergehen, Geld von den Lesern zu verlangen, so ist doch der allergrößte Teil kostenlos im Netz zu lesen. Für viele Medienhäuser ist das nach wie vor ein großes Problem. Nun hat sich herausgestellt, dass insbesondere junge Menschen diese Inhalte nicht einmal mehr geschenkt haben wollen. Lediglich 37 Prozent der 14- bis 29-Jährigen nutzen diese Angebote, hat eine Umfrage herausgefunden. Was also tun? Die Antwort der großen Medienhäuser lautet: Lasst uns Jugendportale gründen! Juliane Wiedemeier hat sich für unsere Titelgeschichte die neuen Angebote angeschaut. Ihr Fazit: Vor lauter Angst, die Leser mit zu langen, komplizierten Texten abzuschrecken, werden sie mit banalisierten Inhalten ständig unterfordert. Natürlich ist gegen Unterhaltung im Prinzip nichts zu sagen. Aber warum trauen die großen Verlage den Nachwuchs-Lesern nicht zu, sich mehr als drei Minuten mit einem Thema zu beschäftigen? Die Medienkrise jedenfalls wird man mit Listen statt Artikeln und Emojis kaum meistern.
Ihr Philip Grassmann

Wochenthema

Ich bin die Zukunft S. 6/7
Positiv. Übersichtlich. Kaum Nebensätze. Wie neue Online-Portale für Jugendliche den Journalismus ruinieren

Politik

Betrug auf Rezept S. 5
Milliarden an Schmiergeldern: Ein Gesetz soll Korruption im Gesundheitswesen bekämpfen. Aber Lücken bleiben
Ulrike Baureithel

Plötzlich ist Ungarn überall S. 8
Europa ist eine der Ursachen der Flüchtlingskrise und braucht dringend ein gemeinsames Lösungskonzept
Lutz Herden

Glaube, Liebe, Hoffnung S. 11
Die Bischofssynode im Vatikan diskutiert über Scheidungen. Liebe und Barmherzigkeit könnten dabei helfen
Jürgen Busche

Kultur

Lieber Fieber S. 14
Aus Langeweile geht Daniel Richter mit dem Spachtel ans Werk und ändert in der neuen Ausstellung seinen Stil
Alexander Jürgs

Handlungen eines Reisenden S. 16
Marko Martin hört krasse Lebensgeschichten bei der Zigarette danach und beschreibt Gesellschaften nuancenreich
Lukas Latz

Die aufrechte Gang S. 19
Faszination für Gewalt: In *Black Mass* wird schon wieder die Story des Mafiosos James J. Bulger erzählt
Matthias Dell

Alltag

Immer in Betrieb S. 21
Ein ehemaliger Hausbesetzer verkauft in Kreuzberg „Revolutionsbedarf“. Sein Laden vernetzt Antikapitalisten
Sophie Elmenthalter

Die Konsumentin S. 21
Sie schaut Reality-TV, kauft befüllte Plastikflaschen und Discounter-Blumen: Eine Kritik an der Konsumkritik
Katja Kullmann

Nicht in Berlin S. 22
Voodoo ist für alle da. In Deutschland schließt man Versicherungen ab, in Benin macht man Deals mit den Göttern
Corinna Koch

A–Z Buchmesse S. 24
Alles über Gepflogenheiten in Frankfurt

Leserbriefe, Impressum S. 20

Operation Öffentlichkeit

Brendan Bryant hat enthüllt, dass Deutschland für den tödlichen Drohnenkrieg der USA eine wichtige Basis ist

■ **Michael Schulze von Glaßer**

In einem Wüstengebiet im US-Bundesstaat Nevada sitzt Brandon Bryant in einem kleinen Container. Computer surren, der Raum wird nur von dem Licht der Monitore erhellt. Die Bilder darauf zeigen eine karge, braune Landschaft. Einige Personen, die an einem Lehmhaus stehen, sind zu sehen. Bryant schaltet auf Infrarotsicht. Nun sind die Menschen nur noch weiße Silhouetten. Mit seinem Joystick richtet er einen Laser auf die ihm unbekannten Personen. Ein Mann hinter Bryant gibt einen Countdown „Drei– Zwei–Eins– Rakete starten“. Der junge Soldat hält weiter auf sein Ziel. Nach wenigen Sekunden blitzt es im Monitor hell auf – eine Explosion. Die Menschen, die gerade noch zu sehen waren, sind verschwunden. Airman First Class Brandon Bryant hat in seinen fünf Jahren als Sensor-Operator einer „MQ-1B Predator“-Drohne Hunderte solcher Einsätze geflogen. Als er die US-Air Force 2011 verließ, bekam er ein Zertifikat, auf dem seine Erfolge aufgelistet waren: 6.000 Flugstunden – und 1.626 im Kampf getötete Feinde.

Eigentlich wollte die Air Force den Drohnen-Operator weiter behalten. Sie versprach ihm 109.000 US-Dollar allein als Bonus-Zahlung. Doch Bryant wollte nicht mehr. Er konnte nicht mehr. In den Einsätzen hatte er Schreckliches gesehen: Zerfetzte Körper von Menschen, die er selbst nicht eindeutig als Feinde identifizieren konnte; Kinder, die kurz vor dem Einschlag einer schon abgefeuerten Rakete aus dem Haus traten und in einem Feuerball verschwanden. Bryant war bei seinem ersten Einsatz gerade mal 21 Jahre alt, heute leidet er am posttraumatischen Belastungssyndrom.

Wo sich andere Drohnen-Piloten nach Dienstende schweigend zurückziehen, hat Bryant seine Stimme erhoben. Seit 2012 kritisiert er den US-Drohnenkrieg öffentlich. In zahlreichen Interviews machte er bekannt, dass bei dieser Kriegsführung der Tod von Zivilisten immer wieder bewusst in Kauf genommen werde. Die psychische Belastung der Drohnen-Mannschaften ist enorm: So musste Bryant schon an seinem ersten Arbeitstag auf seinem Monitor hilflos mit ansehen, wie ein von ihm aus der Luft begleiteter US-Konvoi im Irak auf eine Sprengfalle fuhr – wegen einer Störung der Kommunikation konnte er die Einheit nicht mehr warnen. Zwei US-Soldaten starben. Der Drohnen-Operator merkte, wie ihn das Töten von Menschen immer mehr abstumpfen ließ.

FOTO: MARCO OKHUIZEN/HOLLANDSE HOOGTE/LAIF

Mit 21 Jahren kam Brendan Bryant als Drohnen-Pilot zur Armee. Als er ging, wurde er für 1.626 tödliche Abschüsse belobigt. Heute kämpft er mit Worten gegen die Einsätze

Für einige ist Bryant wegen seiner öffentlichen Kritik am geheimen US-Drohnenkrieg ein Verräter. Für andere ist er ein Held. Am Freitag wird er in Karlsruhe mit dem „Whistleblowerpreis 2015“ der deutschen Sektion der „Juristinnen und Juristen gegen atomare, biologische und chemische Waffen“ und der „Vereinigung deutscher Wissenschaftler“ (VDW) ausgezeichnet. Die Friedensorganisationen wollen damit auf die von Bryant enthüllte Rolle Deutschlands im US-Drohnenkrieg aufmerksam machen.

Die US-Air-Base Ramstein in Rheinland-Pfalz spielt als Relaisstation und Air and Space Operations Center eine zentrale Rolle: 650 US-Soldaten sind dort für die Bildauswertung und Zielfindung tätig. Bryant machte bekannt, wie von deutschen Geheimdiensten an US-Stellen weitergegebene Mobiltelefon-Daten zur Ortung von Drohnen-Angriffszielen verwendet werden. Die dadurch erfolgten gezielten Tötungen sind laut Friedensaktivisten völkerrechtswidrig – und die Bundesregierung wisse darüber Bescheid.

Auch wenn die US-Administration Brandon Bryants Informationen bislang in keinem einzigen Fall als unzutreffend zurückgewiesen hat, waren sie für den ehemaligen Drohnen-Operator folgenschwer: Seit seinen ersten öffentlichen Äußerungen ist er zur Zielscheibe für Drohnen- und Kriegs-Befürworter geworden. In sozialen Netzwerken wandten sich Leute gegen ihn, sogar Todesdrohungen hat er erhalten. Seine Lebensumstände sind schlecht, er lebt heute unter einfachsten Bedingungen in der Nähe seiner Heimatstadt Missoula im US-Staat Montana. Dem Ausstieg aus der Armee und den Enthüllungen folgte soziale Ausgrenzung. Immerhin wurde er bislang strafrechtlich vom US-Militär nicht verfolgt.

Dabei wollte Bryant eigentlich nur helfen, Leben zu retten und das Land zu schützen. Teil seines Jobs war es auch, US-Soldaten vor Hinterhalten und dem sicheren Tod im Einsatzgebiet zu schützen. Bryant war eine Zeit lang sogar selbst im Irak stationiert, um von dort Drohnen zu steuern und das Special Operations Command, in dem alle US-Militär-Spezialeinheiten vereint sind, bei der Suche nach Top-Terroristen zu unterstützen.

Das Gefühl, jemandem zu helfen oder etwas Notwendiges zu tun, stellte sich dennoch nicht ein. Bryant plagten stattdessen Gewissensbisse. Er hatte Menschen getötet. Seine Arbeit war unmenschlich. Mit anderen Veteranen betreibt er daher heute das Projekt *Red Hand*, das sich der Aufklärung und Forderung nach mehr Transparenz im US-Krieg verschrieben hat. Seite an Seite kämpft er nun mit Glenn Greenwald, dem britischen Vertrauten des Whistleblowers Edward Snowden. Chelsea Manning, die über die Enthüllungsplattform Wikileaks amerikanische Kriegsverbrechen im Irak und in Afghanistan enthüllte, ist eines seiner Vorbilder.

Seine eigenen Enthüllungen sind in der Öffentlichkeit noch wenig bekannt. Zumindest in Deutschland könnte sich das mit dem „Whistleblowerpreis“ ändern. Erste Proteste wegen des Drohnenkriegs vor der US-Air Base Ramstein gab es erst vor wenigen Wochen. Doch selbst wenn die USA ihren Drohnenkrieg nach öffentlichem Druck beenden würden, wird Bryant weiter mit der Last der von ihm getöteten Menschen leben müssen.

Michael Jäger über Angela Merkels politische Ziele

Intelligenter als die CDU

Die Flüchtlingspolitik der deutschen Kanzlerin können viele nicht fassen. Der US-amerikanische Präsidentschaftskandidat Donald Trump hat ihre Politik als „geistesgestört“ bezeichnet. In Deutschland selbst scheint Angela Merkel gegen ihre eigene Partei zu regieren. Sie legt sich mit einem Schwergewicht wie dem bayerischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer an und scheut nicht die Gefahr sinkender Umfragewerte. Der Linksparteipolitiker und thüringische Ministerpräsident Bodo Ramelow applaudiert ihr, es gibt andere Linke, die sie sich als Friedensnobelpreisträgerin vorstellen können. Sie selbst wird wissen, dass sie mit ihrer nicht gerade CDU-typisch erscheinenden Politik ihre Kanzlerschaft aufs Spiel setzt. So wie es einst Gerhard Schröder mit Hartz IV ergangen ist. Was spielt sie für ein Spiel? Oft ist über den kühlen Verstand der Naturwissenschaftlerin geschrieben worden. Hat er sie über Nacht verlassen?

Das Gegenteil dürfte der Fall sein. Gerade jetzt zeigt sich, dass sie intelligenter ist als ihre Parteifreunde. Sie interpretiert den Diskurs der CDU zwar neu, aber sie verlässt ihn durchaus nicht. Wir können den Flüchtlingsstrom nach Deutschland ohnehin nicht aufhalten, sagt sie – und hat einfach recht. Mögen sich Seehofer und andere noch so gern eine andere Welt zurechtlegen, in der es die neue Völkerwanderung nicht gäbe.

Was tut jemand, der die Realität anerkennt? Er versucht, aus der Not eine Tugend zu machen. Das ist Merkel gelungen. Ihre Politik steigert einerseits Deutschlands Ansehen in der Welt und läuft andererseits darauf hinaus, viel Handlungsdruck zu erzeugen, wobei wenigstens außenpolitisch auch klar ist, was er bewirken soll. Nämlich eine etwas andere Syrienpolitik des Westens und die Bereitschaft aller EU-Staaten, sich auf einen fairen Flüchtlingsverteilungsschlüssel einzulassen. Wenn Viktor Orbán, der ungarische Ministerpräsident, ihr „moralischen Imperialismus“ vorwirft, spricht er nur aus, dass Merkels Politik auch die deutsche Führung in der EU befestigt.

Innenpolitisch war es kühl gedacht, den Satz „Wir schaffen das“ in den Köpfen zu verankern. Sie übersetzt damit Barack Obamas Wahlkampfslogan „Yes we can“ und den spanischen Parteinamen „Podemos“ ins Deutsche. Souverän spielt Merkel mit den Hoffnungen anderer Parteien, ohne doch die Linie der eigenen zu vergessen.

An den innenpolitischen Parteigegensätzen hat sich ja gar nichts geändert: Während der SPD-Vorsitzende Sigmar Gabriel mehr Staatsgeld für die Integration der Flüchtlinge verlangt, wollen Merkel und Parteifreunde die Anzahl der „sicheren Herkunftsstaaten“ erhöhen. Geändert hat sich nur, dass das heute nicht mehr so skandalös erscheint, weil sie eben bereit ist, viele Syrer einreisen zu lassen. So ist auch ihre Chance, die Grünen zur Koalition zu bewegen, noch einmal deutlich gestiegen. Und auch damit, dass sie Seehofers Idee nicht offen ablehnt, an deutschen Grenzen Transitzonen einrichten zu lassen, weist sie sich als klassische CDU-Politikerin aus.

Asylbewerber aus „sicheren Herkunftsstaaten“, die zuerst in solche Zonen gelangten, könnten schnell abgeschoben werden. Wenn nun selbst die Gewerkschaft der Polizei sagt, dass sie unrealisierbar sind, wird auch Merkel das wissen. Als Verhandlungsposition, um Staatsgeldpläne der SPD zu verhindern, ist die Idee aber tauglich. Wer wird nicht einräumen, dass das Kanzleramt schlechter besetzt sein könnte? Dennoch: Merkel bleibt Merkel.

Franz Schandl über das Votum von Wien

Freiheitliche Stimmung

Verloren haben viele – SPÖ, ÖVP, Grüne –, doch das größte Fiasko erlebte wohl die Meinungsforschung, die noch bis 17.59 Uhr von einem Wahlkrimi sprach und nur einen minimalen Vorsprung der Sozialdemokraten vor den Freiheitlichen konstatierte. Dann, nach der ersten Hochrechnung um 18 Uhr, war aus dem Kopf-an-Kopf-Rennen auf einmal ein Vorsprung von mehr als acht Prozent für die SPÖ geworden. Seltsam. Freilich hatten viele ein Interesse an diesem Duell: SPÖ und FPÖ sowieso, aber auch Medien und Demoskopie. Acht Wochen High Noon. Alles andere ging dabei unter.

Mit einer taktischen Meisterleistung gelang es dem amtierenden Bürgermeister Michael Häupl (SPÖ), die Verluste in Grenzen zu halten und Wähler zu mobilisieren, die er gar nicht hatte. Deren einziges Ziel: Heinz-Christian Strache (FPÖ) zu verhindern. Knapp vor dem Wahltag erschienen noch Inserate, deren Tenor ungefähr so lautete: Wir sind gegen Häupl und die SPÖ, wählen sie diesmal aber trotzdem. Nicht wenige haben das getan. Formal ist Stimme zwar gleich Stimme, doch inhaltlich ist dem nicht so. Die Differenz betreffend das Wahlmotiv sollte man nicht klein reden, auch nicht behaupten, 70 Prozent hätten gegen Fremdenfeindlichkeit votiert. Das greift zu kurz. Die Stimmung ist freiheitlicher als das Ergebnis, die Fronten sind fließender, als das Duell vermuten lässt.

Die SPÖ konnte übrigens mehr in fremden Sektoren, bei Liberalen und Grünen punkten, während ihre Stammwähler aussterben. Vor allem in ihren einstigen Hochburgen reüssierte die FPÖ. Die Verluste in Arbeiterbezirken wie Favoriten und Floridsdorf sprechen eine klare Sprache. Simmering erhält nun gar erstmals einen freiheitlichen Bezirkschef.

Natürlich hätte es noch schlimmer kommen können. Indes, das Ergebnis schaut besser aus, als es ist. Die Freude darüber, dass die FPÖ nunmehr lediglich um fünf auf nun 31 Prozentpunkte zugelegt hat, sollte sich in Grenzen halten. SPÖ und ÖVP haben abermals gemeinsam über zehn Prozent eingebüßt. Es ist nicht absehbar, wie diese Entwicklung gebremst, geschweige denn umgekehrt werden soll. Die Freiheitlichen, die zwar diesmal weniger erreicht haben als anvisiert, sind alles andere als geschlagen. Auf Bundesebene würde Heinz-Christain Strache zur Zeit wohl als Erster durchs Ziel laufen.

Türkei Die PKK hatte gerade eine einseitige Waffenruhe verkündet, da wurde sichtbar, wie sehr der Krieg das Land durchzieht. Das Attentat auf ein Friedensmeeting in Ankara erschüttert den NATO-Partner kurz vor einer Parlamentswahl, mit der Präsident Tayyip Erdoğan seine Autokratie sichern will

FOTOS: AFP/GETTY IMAGES

Links oben: Die Polizei blockiert einen Gedenkmarsch in Ankara
Bild daneben: Mitglieder aus der Partei EMEP mit Postern beim Anschlag getöteter Genossen
Links unten: HDP-Chef Demirtaş tröstet Angehörige der Opfer
Bild daneben: Beerdigungszug in Batikent

Noch schärfer

Protest Auf Trauermärschen entlädt sich viel Wut über die Machthaber in Ankara

■ **Kareem Shaheen**

Männer und Frauen weinen ganz offen und klatschen, als ein Sarg mit roten Nelken durch die Menge getragen wird. Sie erweisen einem toten Aktivisten die letzte Ehre. „Wir haben so viele wundervolle Menschen verloren“, sagt Ahmet, während in Ankaras Vorort Batikent bei einer Trauerfeier Aktivisten mit ihren Reden an die Ermordeten erinnern. Als die Familien der Toten durch die Menge geleitet werden, klingen die Protestrufe noch schärfer, noch lauter.

„Am Ende wird Tayyip Erdoğan in Handschellen gelegt, von einem Gericht verurteilt und im Gefängnis landen“, glaubt Musa Cam, ein Abgeordneter der oppositionellen Republikanischen Volkspartei (CHP). Bei anderen ist die Wut gedämpfter. „Wir haben zu sehr gelitten“, meint Fatima, eine Künstlerin, die an diesem Marsch teilnimmt, weil sie der Regierung zeigen will, nicht eingeschüchtert und verängstigt zu sein. „Ich bin gekommen, um Blumen niederzulegen und den Schmerz der Familien zu teilen. Wir haben es satt, dass der Tod bei uns immer mehr zur Normalität gehört. Wir müssen etwas unternehmen.“

„Tagelang konnte ich nicht weinen, ich stand zu sehr unter Schock“, murmelt Mustafa mit tränenüberströmtem Gesicht, als er einen Freund umarmt, dessen Bruder bei dem Anschlag ums Leben kam. Beim Defilee tragen Demonstranten in der ersten Reihe die Bilder der Opfer durch die Straßen Ankaras. Die Organisatoren sorgen selbst für Leibesvisitationen, um zu verhindern, dass sich das Grauen des 10. Oktober wiederholt – als 128 Menschen am Bahnhof von Ankara starben. Vielleicht auch mehr, noch sind nicht alle zweifelsfrei identifiziert. Traf die Teilnehmer eines Friedensmeetings tödlicher Hass, weil sich ihr Protest gegen die eskalierende Gewalt zwischen der türkischen Armee und der durch Präsident Erdoğan als „kriminelle Bande“ geschmähten Arbeiterpartei Kurdistans PKK richtete. Unter den sich sammelnden Demonstranten warteten irgendwo die Attentäter mit ihren Sprengstoffgürteln und sorgten für den barbarischsten Angriff auf türkischem Boden seit langem. Drei Tage Staatstrauer werden dem nicht gerecht.

Regenwolken verdunkeln den Himmel und verleihen der Hauptstadt zu Wochenbeginn eine noch gedämpftere Atmosphäre als sonst. Sie passt zur Jahreszeit, aber nicht zur oft rasenden Verzweiflung der Menschen, die sich stets von neuem zu Protestzügen vereinen. Für sie gibt es keinen Zweifel, wem ihre Empörung gilt, und wer schuldig ist. „Dieb und Mörder Erdoğan!“, skandieren Tausende auf dem Sihhiye-Platz im Zentrum. „Tod dem Faschismus!“, stimmen andere ein.

Wer nach Angehörigen suchte, wurde mit Tränengas attackiert

Die Türkei ist nicht mehr nur gespalten, sondern zerrissen. Die Bomben vom Samstag haben die Gräben zwischen den Anhängern der Regierung Erdoğan samt seiner Partei für Gerechtigkeit und Entwicklung (AKP) und der Opposition zu Fronten werden lassen. Es entlädt sich ein Sturm des Ungehorsams und Aufruhr gegen eine Macht, die viele in Ankara, aber ebenso in Istanbul für die Anschläge verantwortlich machen. Polizei und Behörden hätten die Kundgebung in keiner Weise geschützt, meint Mustafa. „Und sie wussten, warum sie unterließen, was nötig war. Angst und Chaos im Land erscheinen als beste Gewähr, um die Wahlen am 1. November so zu gewinnen, dass es für die AKP wieder eine absolute Mehrheit gibt.“

Die Proteste nach dem Attentat bezeugen, dass der Widerstand gegen die Diskriminierung von Kurden und Aleviten, die neben linken Gruppen und Gewerkschaften prominent auf dem Meeting vom 10. Oktober vertreten waren, ungebrochen ist. „Jetzt haben wir 128 Märtyrer mehr“, sagt der Kurde Hasan, der einen Neffen verloren hat, während ein Bruder schwer verletzt wurde. Er spricht vor dem Numune-Krankenhaus im Herzen Ankaras, wo viele Angehörige der Opfer auch Tage nach dem Massaker nicht weichen und warten.

Ahmet erzählt anschaulich, was unmittelbar nach der Detonation am Bahnhof passiert ist. Angehörige der Opfer habe die Polizei mit Tränengas eingedeckt, als sie am Tatort nach ihren Vätern, Männern und Frauen oder Geschwistern suchen wollten. „Es wurde mit scharfer Munition in die Luft geschossen, um unter den Menschen Panik zu verbreiten.“ Wie alle anderen auch habe er Angst vor Repressionen und wolle nicht in einer Gefängniszelle verschwinden. Trotzdem falle schon auf, dass von der AKP abgehaltene Kundgebungen nie das Ziel von Attentätern seien. Stattdessen treffe es stets Manifestationen der Opposition und der Kurden, die niemand schützt. „Im vergangenen Jahr sind wir ein ums andere Mal angegriffen worden. Wer in der Türkei den Frieden und die Menschenrechte verteidigt, der muss damit rechnen, dass er mundtot gemacht wird oder einfach nicht überlebt.“

Das Treffen der Opposition vom Samstag sollte ein Zeichen für das Ende der monatelangen Gewalt setzen, die das Land seit einem Selbstmordanschlag gegen kurdische Aktivisten im Grenzort Suruç heimsucht. Die Regierung Erdoğan, die den Islamischen Staat (IS) für diesen Terrorakt verantwortlich machte, nutzte das Geschehen und die folgenden Gewaltausbrüche als Vorwand, um massiv gegen die PKK vorzugehen. Damit ist jedwede türkisch-kurdische Verständigung bis auf weiteres gestört. „Wir trauern, aber wir sind auch empört“, sagt Selahattin Demirtas, Oppositionspolitiker und Führer der prokurdischen HDP, vor mehreren tausend Sympathisanten. „Aber wir werden weiterkämpfen und die Demokratie zurückerobern.“

Kareem Shaheen berichtet als Nahost-Korrespondent unter anderem für den *Guardian*
Übersetzung: Holger Hutt

Alles auf eine Karte

Polarisierung Die Politik von Präsident Erdoğan hat die Atmosphäre von Hass und Gewalt begünstigt

■ **Yaşar Aydın**

Für das Inferno von Ankara übernimmt bisher niemand Verantwortung. Die Regierung nennt als mögliche Urheber die Terrormiliz IS, Linksextremisten und die Arbeiterpartei Kurdistans (PKK). Dass Letztere einen Anschlag auf eine Demonstration verübt, an der überwiegend Kurden, Sozialisten und Aleviten teilnehmen, erscheint freilich unwahrscheinlich. Wer trägt dann die Schuld?

Die Opposition ist mehrheitlich davon überzeugt, dass Präsident Erdoğan mit seiner Militärstrategie und Rhetorik eine Atmosphäre erzeugt hat, die Hass und Gewalt begünstigt. Daran ist richtig, dass sich die AKP mehr denn je als Anti-Terror-Partei zu profilieren sucht und auf Zuspruch der Ultranationalisten hofft. Anschläge gegen Büros der Demokratischen Partei der Völker (HDP) wären dann Teil des Kalküls, potenzielle HDP-Wähler einzuschüchtern und die Partei beim Parlamentsvotum am 1. November wieder unter die Zehn-Prozent-Marke zu drücken. In diesem Falle würden die HDP-Mandate der AKP als stärkster Partei zufallen und ihr eine qualifizierte Mehrheit von 327 Mandaten bescheren.

Dagegen spricht, dass Gewalt gegen die HDP bisher eher eine Solidaritätswelle ausgelöst hat. Außerdem ist es keineswegs ausgemacht, dass Staatschef Erdoğan von ausufernder Gewalt profitiert. Umfragen zeigen, dass die AKP bei 40 Prozent stagniert und nach der Neuwahl einen Koalitionär brauchen könnte.

Es fällt auf: Ähnlich wie vor dem Terroranschlag in der südosttürkischen Stadt Suruç im Juli fand sich auch vor dem Ankara-Attentat Tayyip Erdoğan außenpolitisch aufgewertet. Damals einigten sich Ankara und Washington, dass der Stützpunkt İncirlik künftig der US-Luftwaffe für Einsätze gegen IS-Stellungen zur Verfügung steht. Diesmal war der Präsident nach Brüssel geladen, um eine kooperative Flüchtlingspolitik mit der EU auszuloten. Deutet das jeweils auf den IS als Täter?

Gleichwohl dürfen innerkurdische und kurdisch-arabische Konflikte als Ursachen nicht vernachlässigt werden. Seit Jahren sind unter türkischen Kurden islamistische Gruppierungen zu beobachten, die in der PKK nicht nur einen Rivalen, sondern gleichsam eine Gefahr für traditionelle Familienstrukturen und religiöse Werte sehen. Hinzu kommen Anfeindungen mit den Arabern: Amnesty International hat jüngst den kurdischen PYD-Milizen in Nordsyrien vorgeworfen, in eroberten Dörfern Nichtkurden zu vertreiben.

Verfall der Institutionen

Diese Umstände verdienen Beachtung, wenngleich es die AKP-Regierung ist, die seit Jahren eine ohnehin bestehende Polarisierung des Landes entlang ethnischer, konfessioneller und kultureller Linien vorantreibt. Sie tut das mit einem offensiven Werben für religiöse Moralvorstellungen, durch autoritäre Strukturen und illegitime Eingriffe in Justiz und Wirtschaft. So hat die AKP immer mehr Menschen von sich entfernt, besonders Türken mit westlichem Lebensstil und säkularem Bekenntnis. Ungeachtet dessen pflegt Erdoğan einen Politikstil, der sich auf das Freund-Feind-Schema gründet und eine Gesellschaft favorisiert, in der es keine legitimen Interessen gibt, sondern gut und böse, national und fremdbestimmt, patriotisch und terroristisch.

Während des Wahlkampfes vor dem Votum am 7. Juni dämonisierte Erdogan die HDP und nannte deren Vorsitzenden Selahattin Demirtas einen „inneren Feind“. Darüber hinaus hat die AKP-Exekutive mit ihrer auf Machterhalt bedachten Politik und Ämterpatronage zentrale staatliche Institutionen dem Zerfall ausgesetzt. Nach dem Zerwürfnis mit der Gülen-Bewegung und der Korruptionsaffäre Ende 2013 kam es zu massiven Versetzungen in der Justiz und in den Sicherheitsbehörden, so dass entgegen allen Beteuerungen kein wirklich effektiver Anti-Terror-Kampf mehr möglich ist. Angesichts dieser Entwicklung ist eine Beteiligung oder zumindest Billigung des Verbrechens von Ankara durch Teile des Sicherheitsapparates nicht völlig auszuschließen.

„Das ist für viele noch ein Tabu“

Im Gespräch Jakob Augstein und Gesine Schwan über Macht, Reformen und den Wechsel zu Rot-Rot-Grün

FOTO: MARC BECKMANN/OSTKREUZ FÜR DER FREITAG

Seit Monaten dümpelt die SPD im Umfragetief bei 25 Prozent der Stimmen. Dabei könnte der Parteivorsitzende Sigmar Gabriel längst Kanzler sein, meint die Politologin Gesine Schwan. Aber der SPD-Spitze fehle für diese Entscheidung der Mut.

Jakob Augstein: Sind Sie immer noch gerne Sozialdemokratin?
Gesine Schwan: Ja. Ich meine, es wäre ja langweilig, wenn man in einer Partei wäre, mit der man ganz und gar übereinstimmt.
Die meisten Gründe, die für eine SPD-Mitgliedschaft sprechen, liegen doch in der weit entfernten Vergangenheit.
Unter Rot-Grün hat es durchaus vernünftige innen- und sozialpolitische Entscheidungen gegeben. Aber es ist schon wahr, man holt sich noch mehr Ermutigungen aus der etwas ferner liegenden Vergangenheit. Das macht aber nichts, man muss sich ja nicht dauernd aus der aktuellen Politik bestätigt fühlen. Ich leite derzeit die SPD-Grundwertekommission und Persönlichkeiten wie Erhard Eppler, Willy Brandt oder Richard Löwenthal haben dort ein positives Erbe hinterlassen. Und wenn ich jetzt mal die andere große Volkspartei sehe: Richard von Weizsäcker hat mal die Grundsatzkommission der CDU geleitet; aber man spricht nicht davon, sondern von seiner Bundespräsidentschaft.
Die SPD hat es grundsätzlich schwerer als die CDU, weil die SPD eine Programmpartei ist und die CDU ein Kanzlerwahlverein?
Richtig, da gibt es eine Asymmetrie. Die SPD will ja etwas reformieren, oder, naiv gesprochen: die Welt verbessern. Konservative Parteien haben es da leichter. Sie wollen nicht wirklich etwas verändern und müssen sich deshalb auch nicht andauernd auf neue Programme verständigen. Und sie müssen auch nicht gegen den Strom schwimmen. Sie schwimmen prinzipiell mit ihm. Die SPD ist eben eine linke Partei. Und ich verstehe mich auch als links.
Sind Sie da nicht in der Opposition in Ihrer Partei?
Parteichef Sigmar Gabriel wollte unbedingt, dass ich die Grundwertekommission leite. Er wusste ja, mit wem er es zu tun hat, da kann ich also nicht meckern. In der Griechenlandkrise hat er allerdings nicht auf meine Meinung gehört. Aber das gehört zur politischen Auseinandersetzung. Und es ist ja nicht so, dass Gabriel in der Griechenland-Politik großen Rückhalt in der Parteispitze hatte. Aber natürlich werden alle, die dort Ämter innehaben, sehr vorsichtig sein, öffentlich Kritik zu äußern.
Gabriel sagt: „Alle entscheidenden Projekte dieser Regierung stammen von uns, wir sind in 14 von 16 Landesregierungen vertreten und stellen neun Ministerpräsidenten.“ Trotzdem hat man nicht das Gefühl, dass die SPD eine führende Partei ist. Warum?
In den Ländern gibt es viele überzeugende Politiker und in den Kommunen gibt es die erst recht. Aber mit dem Agieren der Parteispitze bin ich nicht zufrieden.
Wenn ich mir das letzte Wahlergebnis anschaue, dann muss man sagen: Es gibt im Bundestag rechnerisch eine rot-rot-grüne Mehrheit. Könnte Gabriel nicht längst Kanzler sein?
Ja, natürlich.
Warum handelt die SPD nicht?
Ich glaube, dass es einige wichtigen Personen in der SPD gibt, die das wollen. Ich persönlich will das auch. Es gibt aber andere einflussreiche Sozialdemokraten, die die Sorge haben, dass Angela Merkel so übermächtig ist, dass man sie nicht besiegen kann.
Dazu passt folgendes Zitat: „Sie ist eine Kanzlerin, wie sie die Deutschen offensichtlich mögen. Ich glaube, es ist schwer, gegen diese Kanzlerin eine Wahl zu gewinnen.“ Wer hat das gesagt?
Sigmar Gabriel?
Nein, Torsten Albig, Ministerpräsident von Schleswig-Holstein.
Ach, derjenige, der gesagt hat, Merkel mache einen guten Job. Das fand ich völlig daneben.
Albig hat auch gesagt, die SPD könne es sich sparen, einen Kanzlerkandidaten aufzustellen.
Das könnte man nun wieder als Satire nehmen …
Nein, das war ernst gemeint. Können Sie erklären, was bei der SPD los ist?
Es ist Folgendes los: In der Parteispitze gibt es keine Persönlichkeit, die davon überzeugt ist, dass man gegen Merkel – Popularität hin oder her – kämpfen muss. Wenn Sie meinen, da stimmt etwas mit der SPD nicht: Da haben Sie recht. Es gibt ja überhaupt keine Alternative, als dafür zu kämpfen, dass die SPD sich wieder für die Werte einsetzt, die sie in Sonntagsreden zumindest theoretisch vertritt.
Was sind das für Werte? Und wie unterscheiden die sich von der ersten sozialdemokratischen Kanzlerin, die aber leider ein CDU-Parteibuch hat?
Frau Merkel hat noch nie eine werteorientierte Politik betrieben. Auch nicht in der Flüchtlingsfrage. Da spielen andere Überlegungen eine Rolle. Es kann ja sein, dass sie Sozialreformen mitgemacht hat, dass sie eine moderne Vorstellung vom Geschlechterverhältnis hat, von Homosexualität. Aber das sind keine Werteüberzeugungen, das ist Engineering. Die Werte der SPD sind bekanntermaßen Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität. Leider wird der Wert der Solidarität von der Parteispitze in der letzten Zeit am wenigsten betont. Das hat einen Grund: Frau Merkel unterstellt der Solidarität seit Jahren, dass sie nur Verantwortungslosigkeit fördere, zum Beispiel in der Europapolitik. Aber Solidarität ist eine wichtiger Wert. Und er wird auch von vielen sehr, sehr ernst genommen – nur nicht an der SPD-Spitze.
Frankreichs Präsident François Hollande hat gesagt: Ich bin kein gemäßigter Sozialist, ich bin auch nicht mäßig sozialistisch, ich bin einfach Sozialist. So einen Satz würde ein Sozialdemokrat hierzulande nicht über die Lippen bringen. Außer vielleicht Gregor Gysi, aber der ist nicht in der SPD.
Ach, der Gysi, der ist letztlich ein Sozialdemokrat.
Das finde ich auch.
Sehen Sie. Aber es ist wahr, die Sozialisten in Frankreich agieren in einem völlig anderen Assoziationsraum. In Deutschland wurde das Wort Sozialismus im öffentlichen Bewusstsein lange Zeit mit der DDR verbunden. Deshalb zögern viele, sich als Sozialist zu bezeichnen. Ich selbst habe mich immer als Sozialdemokratin bezeichnet, nicht als Sozialistin, weil das für mich keine Weltanschauung ist. Ich will auch kein total anderes System. Ich will, dass innerhalb einer pluralistischen Demokratie eine bessere Politik betrieben wird – was unter den Bedingungen der Globalisierung sehr schwierig ist.

Das reichste Prozent der Leute besitzt 33 Prozent der Vermögen und die ärmere Hälfte der Haushalte nur 2,5 Prozent. Die soziale Ungleichheit nimmt zu. Jetzt könnte man meinen: ein perfekter Nährboden für linke Politik. Aber das große Bündnis der irgendwie linken Parteien gibt es nicht. Warum?
Zum einen, weil es in der SPD immer noch ein Tabu ist, über eine rot-rot-grüne Regierung nachzudenken. Es gibt da diese Angst vor einer Neuauflage einer Rote-Socken-Kampagne, die die CDU in den 90er Jahren gegen ein SPD/PDS-Bündnis gemacht hat. Ich glaube zwar nicht, dass so etwas heute noch ziehen würde. Aber die Angst ist trotzdem da. Und dann gibt es natürlich in der SPD viele, die sagen: In der Linkspartei sind immer noch welche, die die DDR-Vergangenheit nicht aufgearbeitet haben. Und da hilft es auch nicht, dass es in einigen Bundesländern bereits rot-rote Koalitionen gegeben hat, die keinesweg in den Stalinismus geführt haben, sondern in denen sehr vernünftige Politik gemacht wurde.
Kann sich diese Haltung ändern?
Dazu bräuchte man eine mutige Führungspersönlichkeit, die sagt: So, das ist jetzt unser Weg. Man muss ja bei so einem Projekt nicht unbedingt Steuererhöhungen in den Vordergrund stellen, sondern die Themen gerechte Bildung, moderne Infrastruktur, soziale Gerechtigkeit. Ich bin sicher, dass es dafür eine Mehrheit gibt.

Weil Sie auch eine Politologin sind, kann ich Sie fragen: Was ist die politische Mitte?
Eine lange Tradition meinte, dass die Mitte aus Leuten besteht, die nicht zu viel und nicht zu wenig Eigentum haben, die gebildet sind und die sich interessieren, dass das eher gemäßigte, demokratische Leute sind. Aber heute stimmt das nicht mehr. Man kann die soziale Mitte nicht gleichsetzen mit einem starken demokratischen Engagement. Die Mitte ist einfach nicht mehr engagiert oder besonders demokratisch gesinnt.
Warum wollen dann alle Parteien in die Mitte? Auch die SPD meint spätestens seit Peter Glotz: Wahlen gewinnt man in der Mitte.
Das bezweifele ich. Als Peter Glotz das gesagt hat, war die Situation noch eine andere als heute. Wir müssen uns klarmachen, dass ein großer Teil der potenziellen Wähler der SPD gar nicht mehr zur Wahl geht. Unser großes Wählerreservoir sind nicht diejenigen, die wir Frau Merkel abtrotzen könnten, sondern es sind diejenigen, die nicht mehr wählen. Es geht um ein Potenzial von ungefähr 20 bis 25 Prozent. Viele haben sich einfach ausgeklinkt, darunter Hartz-IV-Empfänger, Einwandererkinder und Einwanderer. Die Mitte ist dagegen ein eher kleines Segment. Ich meine aber damit nicht, dass die Sozialdemokraten nur noch auf diese Wählerschicht schauen sollten. Die SPD muss einen Spagat schaffen, sowohl die Wohlsituierten, Gebildeten, Engagierten zu erreichen als auch diejenigen, die sich ausgeklinkt haben. Und im Übrigen meine ich auch nicht, dass man Unternehmer beiseitelassen soll, weder im Mittelstand noch in Großunternehmen.
Ein Lieblingswort von Willy Brandt lautete „Compassion“. Sigmar Gabriel hat das übersetzt als „die Fähigkeit, das Leben anderer durch deren Augen zu sehen und mit ihnen zu empfinden“. Wenn er das so versteht, dann gibt es vielleicht doch noch Hoffnung für ihn?
Es gibt immer Hoffnung. Ich habe persönlich eine gute Beziehung zu Sigmar Gabriel und ich habe auch sehr viele vernünftige Gespräche mit ihm führen können. Ich bin sicher, dass der positive Absichten hat. Aber er ist auf der anderen Seite auch unter dem Druck vieler taktischer Erwägungen und Strömungen dieser Partei. Das ist kein Zuckerschlecken. Als Mensch würde ich ihn nie ablehnen. Aber bestimmte Entscheidungen muss ich kritisieren.

Der nächste **Radio Eins und Freitag Salon** findet am 2. November statt. Gast ist TV-Satiriker Jan Böhmermann

„Niemand in der Spitze der Partei will gegen Frau Merkel kämpfen“

„Solidarität ist wichtig. Leider wird das von der SPD zu selten betont“

Gesine Schwan, 72, ist Politikwissenschaftlerin und Vorsitzende der SPD-Grundwertekommission. Sie trat 1970 unter dem Eindruck von Brandts Ostpolitik in die SPD ein und kandidierte 2004 sowie 2009 als Bundespräsidentin. Gesine Schwan lebt in Berlin

ANZEIGE

BILDUNG VERBESSERN!

Von Armut und Not besonders betroffen sind Kriegswitwen und kriegsversehrte Frauen in Afghanistan. Dabei sind sie oft auch die Ernährerinnen ihrer Familien. Bitte helfen Sie, diesen Frauen einen eigenen Lebensunterhalt zu ermöglichen!

75€ Unterhalt im Monat benötigt eine Frau während ihrer Ausbildung in Orthopädietechnik. Spenden Sie, damit sie die Chance erhält, sich und ihre Kinder dauerhaft ernähren zu können. Vielen Dank!

www.not-lindern.sodi.de

25 JAHRE SODI!

DZI Spenden-Siegel

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft
IBAN: DE33 1002 0500 0001 0201 00
BIC: BFSWDE33BER
Spenden sind steuerlich absetzbar. Bitte Postanschrift angeben.

Betrug auf Rezept

Filz Der lang erwartete Entwurf für ein Antikorruptionsgesetz ist auf dem Weg. Ein Register der Untaten steht noch aus

■ **Ulrike Baureithel**

Die sogenannte Fortbildungsveranstaltung auf der griechischen Insel ist das berühmteste Beispiel. Es kann aber auch die „Aufwandsentschädigung“ für eine sogenannte Beobachtungsstudie sein. Oder eine „Kooperationsvereinbarung“ mit einem Labor. Beliebt sind auch diskrete „Überweisungsprämien“, mit denen sich Krankenhäuser für die gezielte Zuführung von Patienten bedanken. Oder ein Pharmaunternehmen „unterstützt“ eine Selbsthilfegruppe, die dann ein bestimmtes Medikament bewirbt: Die kriminelle Energie ist fantasievoll, wenn es darum geht, Geld aus der Kasse der Solidargemeinschaft in die Taschen von Ärzten oder anderen auf dem Gesundheitsmarkt tätigen Heilern umzuleiten. Aus der sprudelnden Quelle der 300 Milliarden Euro, die alljährlich im System umgeschlagen werden, lässt sich schöpfen. Wie viel in dunklen Kanälen verschwindet, weiß niemand genau zu sagen, Experten schätzen zwischen zehn und zwölf Milliarden Euro.

FOTO: ARNE DEDERT/DPA

Dass bei der Anschaffung eines Rollators Schmiergelder fließen könnten, ahnt der Normalsterbliche oft gar nicht

Schamlose Bereicherung

Gemessen an diesen Größenordnungen ist es an sich schon ein Skandal, wie lange die Politik benötigt hat, dieser schamlosen Bereicherung etwas entgegenzusetzen. Zwar hatte die SPD noch in Zeiten der Großen Koalition einen Vorstoß unternommen, war mit ihrem Vorschlag für ein Antikorruptionsgesetz aber an der Union gescheitert. Ein neuerlicher Versuch der Sozialdemokraten, Abrechnungsbetrug oder Vorteilsnahmen als unlauteren Wettbewerb zu verfolgen, verlor sich in der schwarz-gelben Regierungsära im parlamentarischen Sand. Das war 2013, kurz nachdem der Große Senat des Bundesgerichtshofs entschieden hatte, dass Ärzte nicht als Amtsträger anzusehen und deshalb strafrechtlich nicht belangbar seien. Die von der FDP gestellten Gesundheitsminister wollten Korruption ohnehin nur über das Sozialgesetzbuch geregelt sehen und damit den gesamten Bereich der Privatversicherung verschonen.

Im Sommer hat das von der SPD geleitete Justizministerium nun endlich den lange erwarteten Gesetzesentwurf für ein Antikorruptionsgesetz, an dem auch einige Bundesländer mitgearbeitet haben, auf den Weg gebracht. Der Betrug auf Rezept und die Verschwendung von Milliarden müssten endlich ein Ende haben, so Justizminister Heiko Maas. Bestechlichkeit nicht nur von Ärzten, sondern auch Angehörigen anderer medizinischer Heilberufe soll künftig mit bis zu drei Jahren Gefängnis geahndet werden. Das gälte also auch für Heimleiter, die sich für die Bestellung bestimmter Rollatoren schmieren lassen oder die umgekehrt Mitarbeiter des Medizinischen Dienstes für höhere Pflegestufen oder die bessere Bewertung ihrer Einrichtung honorieren. Wie hoch der Schaden durch Korruption in diesem Bereich ist, ist allerdings gar nicht festzustellen, weil bislang kein bundesweites Register existiert, in dem solche Verstöße zusammengefasst werden, wie die Antikorruptionsorganisation Transparency Deutschland beklagt.

Das Geld der Solidarkassen wird in die Taschen der Ärzte geleitet

Für Transparancy geht der Gesetzesentwurf zwar in die richtige Richtung, doch die NGO bemängelt, dass die Strafverfolgung von einem Strafantrag abhängt und Korruptionsverdacht nicht automatisch von der Staatsanwaltschaft verfolgt wird, wie es auch Bayern gewünscht hätte. Außerdem ist der Kreis, der einen Strafantrag stellen kann, beschränkt auf Berufsverbände, Kammern, Krankenkassen und Kassenärztliche Vereinigungen.

Der Bundesrat, der zwar nicht zustimmungspflichtig ist, den Entwurf jedoch beraten hat, will daran grundsätzlich nichts ändern, sondern nur den Kreis der Antragsberechtigten auf die gesetzliche Unfall- und Rentenversicherung ausgeweitet sehen.

In einem anderen Punkt jedoch hat der Bundesrat die Kritik aus der Zivilgesellschaft aufgenommen. Es sei in der Öffentlichkeit nicht zu vermitteln, dass zwar materielle Schäden durch Korruption bestraft würden, nicht aber die gesundheitlichen Auswirkungen für Patienten. Denn die Abgabe etwa eines Medikaments, die sich am Gewinn des Arztes und nicht am Wohl des Patienten orientiert, kann ebenfalls gravierende Folgen nach sich ziehen.

Aber auch im Fall des im Juni bekannt gewordenen Abrechnungsskandals, in den zwei Arztpraxen und ein Teil des Klinikums Vivantes in Berlin-Spandau verwickelt waren, könnte nicht nur von Betrug, sondern auch von Körperverletzung gesprochen werden. Die Ärzte hatten Patienten mit Gewichtsproblemen einer 8.000 Euro teuren Operation unterzogen, ohne zuvor schonendere Möglichkeiten der Gewichtsreduktion zu prüfen und in Betracht zu ziehen. Es entstand ein Schaden in Millionenhöhe. Derartig gravierende Fälle von Bestechung und Bestechlichkeit sollen nach Willen des Bundesrats mit fünf Jahren Haft geahndet werden.

Einige Schlupflöcher bleiben

Zu erwarten war, dass die auf dem Gesundheitsmarkt tätige Industrie aufschreit und Arbeitsplätze in großer Gefahr sieht. Die Mediziner-Lobby wiederum sieht sich schon wieder unter Generalverdacht gestellt und die Jagd auf Ärzte und Apotheker eröffnet. Der Bundesverband der niedergelassenen Kardiologen beispielsweise glaubt seinen Berufsstand gegenüber Architekten oder Steuerberatern diskriminiert, die in derselben Situation auch weiterhin straffrei bleiben. Allerdings gehen die auch nicht ständig mit dem besonderen Vertrauensverhältnis zu ihren Auftraggebern hausieren. Eben diesen durch Korruption begangenen Vertrauensbruch zu bestrafen, hatte Jörg Engelhard vom Berliner Landeskriminalamt schon vor einigen Jahren angemahnt.

Ob das Gesetz Wirkung zeigt, hängt von verschiedenen Faktoren ab. Es fällt den Strafverfolgern schwer, sich im Abrechnungsdschungel der Gesetzlichen Krankenversicherung durchzukämpfen und Korruption überhaupt nachzuweisen. Die Krankenkassen, die dies leisten könnten, sind wiederum bestrebt, ihre Personalkosten niedrig zu halten.

Auch das geplante Gesetz lässt Schlupflöcher, etwa in Form erlaubter Kooperationsverträge im Rahmen von Forschungsvorhaben. Gar nicht zu sprechen von den individuellen Gesundheitsleistungen, die in den deutschen Arztpraxen ganz legal an die Frau und den Mann gebracht werden. Sie sind oftmals nachweislich überflüssig und haben keinen medizinischen Nutzen. Der Kuchen ist immer noch so groß, dass er auch die weißen Schäfchen ernährt.

Explosives Gemisch

Islamophobie Pegida ist wieder zurück – und radikalisiert sich immer mehr

■ **Christian Füller**

Am vergangenen Montag zeigten Pegida-Demonstranten, dass es sie noch gibt. Aber wie. Auf der Kundgebung in Dresden hielt ein Teilnehmer einen selbstgebastelten Galgen hoch. Daran baumelten zwei Zettel: „Reserviert Siegmar ‚das Pack‘ Gabriel“ und „Reserviert Angela ‚Mutti‘ Merkel“. Ob das schon ein Mordaufruf ist, wird die Staatsanwaltschaft entscheiden; ihr wurde der Fall vorgelegt. Auf jeden Fall steht die Attrappe für alles, was Pegida ausmacht. Es ist ein fragiles Gebilde – das gleichwohl zeigen soll: Wir wollen an die ganz Großen ran. Das Ganze – wie so oft bei den selbsternannten Rettern des Abendlandes – unfreiwillig ironisiert durch Schreibfehler. Siegmar Gabriel heißt ja tatsächlich Sigmar mit Vornamen.

Aber mit Lustigmachen über ihre Unfähigkeit ist den Demonstranten nicht beizukommen. Die Pegida-Demos sind wieder da, mindestens in Dresden, das Pegida-Erfinder Lutz Bachmann das „Zentrum des Widerstands“ nennt. Kurz vor dem Einjährigen waren in der sächsischen Hauptstadt knapp 10.000 Menschen auf der Straße. Die erzwungene Unterbrechung durch die Behörden und interne Streitereien haben die Pegida-Demos nicht ersticken können.

Das wäre auch zu schön gewesen. Aber die Anlässe, weder die inneren noch die äußeren, sind für die Demonstranten entfallen – im Gegenteil. Die spießigen Marschierer gelten näheren Beobachtern als die Zukurz-Gekommenen. Das sagt der Meißener Pfarrer Bernd Oehler, der die Mitläufer der „Heimatschutz“-Demo so beschreibt: Das seien Leute, die Flüchtlinge dafür verantwortlich machen, „dass ich mit der Gesellschaft nicht zurechtkomme und mich meine Frau nicht mehr mag“. Der Psychoanalytiker Maaz hat Ähnliches über Pegida-Demonstranten gesagt: Sie seien Wendeverlierer, genauer Nicht-Gewinner. Ihre Träume von einem besseren Leben hätten sich nicht erfüllt. Nun, wo die vielen Flüchtlinge ins Land kommen, glaubten sie, erneut ins Hintertreffen zu geraten.

Die Demonstranten aber haben nun ein neues, viel stärkeres Motiv – Trotz, Rechthaberei. Denn sie fühlen sich in der Flüchtlingsfrage mehr denn je im Recht. Pegida warne bereits seit einem Jahr davor, dass viel zu viele Muslime ins Land strömten, sagte Lutz Bachmann in Dresden. Jetzt kämen endlich auch „unsere Berliner Diktatoren“ darauf – aber nun sei es zu spät.

Gerade bei den bürgerlichen Mitläufern steigert und radikalisiert sich diese Rechthaberei in eine immer schärfer werdende Islamophobie. Da sind Leute dabei, die den Koran studieren und in ihm eine „aggressive totalitäre Ideologie“ entdecken. Zu ihnen gehört Michael Stürzenberger, einer der Macher der Netzplattform Politically Incorrect. Der Journalist und Neupolitiker hat eine doppelte Botschaft: Erstens, der Islam ist faschistisch. Zweitens, es darf keine Gewalt geben. Mit beidem ist er anschlussfähig. Zum einen in seiner scharfen Verurteilung des Islam – an den intellektuellen Diskurs. Zum anderen dadurch, dass die Gewalt nicht von den distinguierten Bürgern ausgeht – sondern von dem gut organisierten braunen Mob, der längst viele der pegida-artigen Demos unterlaufen hat. Das macht die Aufmärsche gefährlicher und gewalttätiger. Der Rechtsextremismus-Experte Olaf Sundermeyer hat das in einer TV-Dokumentation an mehreren Fällen sehr genau gezeigt. Zum Beispiel im bayerischen Reichertshofen.

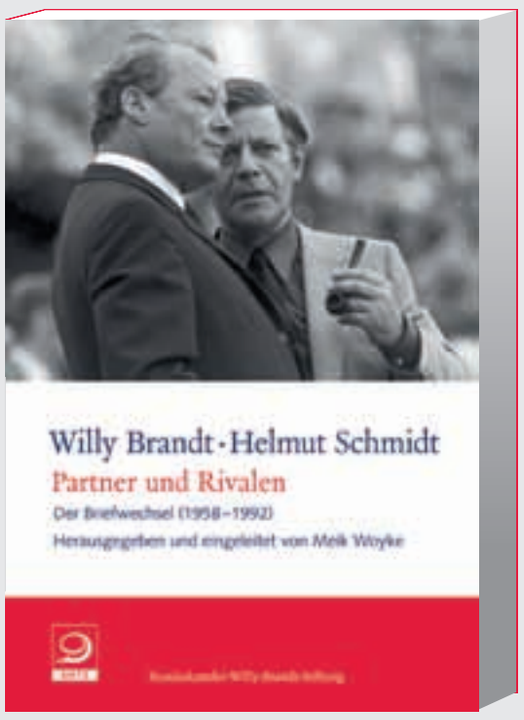
Die Protestler haben ein neues starkes Motiv: Trotz und Rechthaberei

Dort begann der Protest gegen Asylbewerber aus der Mitte der Gesellschaft, später kamen AfD-Parteigänger hinzu – und Rechtsextreme. Am Ende brannte die geplante Flüchtlingsunterkunft. Der ursprüngliche Initiator, ein Unternehmer, beruhigt sein schlechtes Gewissen nun damit, dass die Brandstifter von außen gekommen seien.

Pegida, das wirkt ein Jahr nach der Gründung wie ein hochexplosives Gemisch. Wendeverlierer, Legastheniker, organisierte Kameradschaften, rechtsradikale bis völkische Parteien und bürgerliche Islamkritiker – da braut sich zusammen, was am Ende Hass ergibt. Irgendein Brandbeschleuniger findet sich dann. Und sei es ein wackliger Galgen mit Steckbriefen darauf.

ANZEIGE

»Sehr geehrter Herr Bundeskanzler!«
»Lieber Herr Kollege...« »Lieber Helmut...«
»Lieber Willy...« »Willy...«
»Helmut...« »Sehr geehrter Herr Kollege...«



ab sofort im Buchhandel

Willy Brandt / Helmut Schmidt
Partner und Rivalen
Der Briefwechsel (1958–1992)

1.104 S. | Broschur
39,90 Euro
ISBN 978-3-8012-0445-7

Zwischen 1958 und Brandts Tod 1992 schrieben sich Willy Brandt und Helmut Schmidt über 700 Briefe: offizielle Schreiben in politischen Kontroversen, persönliche Notizen mit privaten Gedanken, Anmerkungen zur Tagespolitik und strategische Ratschläge.

Alle Briefe, alle Facetten der Beziehung dieser beiden herausragenden Politikerpersönlichkeiten – ein Blick ins Zentrum der bundesrepublikanischen Machtzentrale während des Kalten Krieges.

www.dietz-verlag.de DIETZ

der Freitag | Nr. 42 | 15. Oktober 2015

Ich bin die Zukunft Wie neue Angebote für Jugendliche die Medien verändern

800 Dinge, die du wissen musst!!!

Medien Die Verlage erreichen junge Menschen kaum noch. Deshalb gründen sie nun Jugendportale im Netz. Aber lässt sich mit Listen und Emojis der Journalismus retten?

■ Juliane Wiedemeier

Berlin-Kreuzberg, 11.30 Uhr. Das Klischee sitzt: Die hellen Büroräume in einer alten Fabrikretage erreicht man über einen zugestellten Hinterhof und ein abgelatschtes Treppenhaus. An der Stahltür hängt kein repräsentatives Namensschild, sondern eine handbeschriftete Karteikarte. Wenn man eintritt, fällt der erste Blick auf leere Club-Mate-Flaschen. Im Raum nebenan werkelt die Redaktion an neuen Computern. Alle hier sind jung, alle sind unfassbar gut gelaunt und alle könnten jederzeit aufstehen und die Hauptrolle in einem Werbefilm für glutamatfreie Frühstücksflocken übernehmen.

Das ist er also, der neue, deutsche Online-Journalismus: hip, aufgeweckt, unprätentiös. Seit Juli ist Ze.tt online – zunächst mit einer Testphase, die nun bald in den Regelbetrieb übergehen soll. Das Online-Portal richtet sich an junge Leute zwischen Schulabschluss und erstem Jobwechsel. Es wurde aus Zeit Online ausgekoppelt, das wiederum vor fast 20 Jahren als Internet-Ableger der *Zeit* entstand.

„Eine Aufgabe von Ze.tt könnte es sein, etwas Unordnung in unseren geordneten Onlinejournalismus zu bringen, unsere Selbstgewissheit zu stören, uns zu ärgern, zu verwirren, neue Wege zu beschreiten, sowohl journalistisch als auch technisch", sagte Jochen Wegner, Chefredakteur von *Zeit Online*, zum Start des neuen Projektes. Ein Hinterhofbüro ohne Firmenschild ist da Teil des Programms.

Auch bei *Spiegel Online* hat man die Leser diesseits der 30 entdeckt. Seit Anfang Oktober gibt es für sie Bento: ein eigenes Portal, das politische Berichte in kleinen Häppchen unter Texte übers Häkeln und das Nachkochen zerknüllter Einkaufszettel mischt. Schon im September startete BYou, ebenfalls neu, ebenfalls für junge Menschen, eine Unterseite von *bild.de*. Im Lauf des Oktobers folgen vergleichbare Angebote, ausgekoppelt aus den Redaktionen des *Handelsblatts* sowie der *Bunten*.

Nicht einmal geschenkt

Alle Angebote eint, dass sie sich an eine junge Zielgruppe wenden und versuchen, Aufmachung und Ansprache deren Mediengewohnheiten anzupassen – oder dem, was man in deutschen Verlagen dafür hält. Dass sie alle gleichzeitig starten, hat ökonomische Gründe. Den Verlagen steht das Wasser bis zum Hals. Schon seit Jahren befinden sich die Auflagen der Printtitel im Sinkflug. Der *Spiegel* hat zuletzt noch 823.000 Exemplare verkauft, vor zehn Jahren waren es noch 1,07 Millionen. Im gleichen Zeitraum ging es für die *FAZ* von 376.000 auf 265.000 Exemplare runter. Die Auflage der *Bild*-Zeitung sank von 3,8 auf 2,1 Millionen. Die Einkünfte aus Verkauf und Werbung stürzten ab. Das ist das eine.

Darüber hinaus verlieren die Zeitungen aber den Anschluss an die jungen Leute. Laut dem Institut für Demoskopie Allensbach lasen 1970 fast 84 Prozent der 25- bis 29-Jährigen eine gedruckte Tageszeitung. Heute sind es gerade einmal 29 Prozent. Nun könnte man meinen, dass die Jungen einfach ins Netz abgewandert sind und dort die Online-Ausgaben der Zeitungen lesen. Doch das ist nicht so. Gerade einmal 37 Prozent der 14- bis 29-Jährigen nutzen derartige Angebote, hat die Arbeitsgemeinschaft Online-Forschung herausgefunden.

Lange meinte man, der Geburtsfehler des Onlinejournalismus sei es gewesen, Zeitungsartikel im Netz kostenlos einzustellen. Nun musste man feststellen, dass junge Menschen die Inhalte der Zeitungen nicht einmal geschenkt haben möchten. Stattdessen verbringen sie ihre Zeit lieber mit Medien, die nicht aus etablierten Verlagshäusern stammen. Die neue Konkurrenz im Wettbewerb um Aufmerksamkeit heißt Buzzfeed oder Heftig, aber auch Facebook, Whatsapp oder Snapchat. Statt über die neuesten Entwicklungen der Bundespolitik informieren sie sich dort darüber, wie unrealistisch die Körperproportionen von Disney-Prinzessinnen sind, und was die beste Freundin gepostet hat.

Die meisten dieser Themen sind leicht, wenig komplex, dafür aber emotional aufgeladen. Gelesen und dann mit den Freunden geteilt werden lustige Tiere, peinliche Promis und auch mal Angela Merkel – aber nur, wenn sie eine lustige Handbewegung gemacht oder eine Kette in Deutschlandfarben getragen hat. Statt sachlicher Berichte, langer Reportagen oder politischer Kommentare werden Häppchen präsentiert, mal in Form einer Liste, mal als eine Bildergeschichte, die sich aus ein paar kurzen Sätzen und ein paar Fotos aus sozialen Netzwerken zusammensetzt. Mit kritischem Journalismus hat das nichts zu tun, hier geht es vorwiegend um Unterhaltung. Dennoch nehmen sich die neuen Portale der großen Medienhäuser nun genau das zum Vorbild.

Der neue Journalismus ist nett, übersichtlich und betont das Positive

Die in Grau und Orange gehaltene Website von Ze.tt gibt sich so aufgeräumt, wie man es von Jugendzimmern in Haushalten mit *Zeit*-Abo erwartet. Wie Kacheln im Bad reihen sich Fotos aneinander mit Überschriften, die auch mal frech sein sollen: „Kacken für den Umweltschutz" – „Planking ist sooo 2009. Jetzt gibt's Extreme Phone Pinching" – „Friedensnobelpreis: Wofür das Dialogquartett aus Tunesien ausgezeichnet wurde". Klickt man auf ein Bild, gelangt man zu einer Mischung aus Sätzen, Fotos, Videos und Tweets, die zu kleinen Geschichten angeordnet sind. Nebensätze sind Mangelware; selbst ein komplexes Thema wie das tunesische Quartett wird nur kurz abgehandelt. Wer mehr wissen will, soll dem Link zur Begründung des Nobelpreis-Komitees folgen.

„Gerade probieren wir noch aus, welche Themen und Formate funktionieren", sagt Ze.tt-Chef Sebastian Horn. Der 30-Jährige hat bei *Zeit Online* die Community betreut und bei einem Start-up gearbeitet. Nun macht er Journalismus für Menschen, für die ein Telefon schon immer einen Touchscreen hatte. Zentral sind für ihn dabei zwei Elemente: „Bei Ze.tt dürfen Artikel eine Haltung haben. Das kann bis in Aktivistische gehen", sagt Horn. „Außerdem legen wir einen Schwerpunkt auf positive Nachrichten und eine konstruktive Sichtweise. Das bedeutet nicht, dass wir das Negative ausblenden. Indem wir sagen, was man tun kann, benennen wir auch das Problem."

Das führt dazu, dass die Flüchtlingskrise bei Ze.tt als Handlungsempfehlung daherkommt, wie man helfen und welche Aktionen man sich als Beispiel nehmen kann. Dass das Erfolg haben kann, zeigt ein Video, in dem 50 Hamburger Frisöre Flüchtlingen kostenlos die Haare schneiden. Zwei Millionen Mal wurde es auf der Ze.tt-Facebookseite angesehen. Details zur Debatte über eine Obergrenze für Flüchtlinge oder zu ihrer Verteilung in Europa sucht man hingegen vergeblich.

Die Welt von Ze.tt ist positiv, nett, übersichtlich. Mit der Realität hat sie damit allerdings wenig gemein. Vor lauter Angst, die jungen Leser mit zu langen oder komplizierten Texten abzuschrecken, werden sie mit banalisierten Inhalten unterfordert. Offenbar traut die Redaktion ihrer Zielgruppe, zu der ja auch Studenten und Berufseinsteiger gehören, nicht zu, sich länger als drei Minuten mit einem Thema auseinanderzusetzen. Nun ist die Frage, wie sympathisch es ist, seine Leser für nicht sonderlich interessiert zu halten.

Gravierender sind aber die Folgen, wenn das die Richtung sein sollte, in die der gesellschaftliche Diskurs in Zukunft abdriftet. Der Syrienkonflikt lässt sich nicht in einem Gif, also einem animierten Bildchen, zusammenfassen. Und die Flüchtlingsfrage kann man nicht in drei Tweets diskutieren. Wenn Angebote wie Ze.tt und Bento die Zukunft des Journalismus sein sollten, würden komplexere Politikdebatten abseits des Bundestags nicht mehr stattfinden.

Noch sieht sich Ze.tt nur als ein Baustein einer vielfältigen Mediennutzung. „Thematisch gibt es zwar keine Begrenzung, aber es gibt auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Wir werden immer Schwerpunkte setzen", betont Horn. „Unsere Zielgruppe hat vorher schon Medien konsumiert und wird das auch weiterhin tun. Wir bieten eine Vertiefung für manche Themen." Demnach sieht man sich auch nicht als Konkurrenz, sondern als Ergänzung zu *Zeit Online*. Doch warum sollten junge Menschen, denen man heute eine einfache, positive Nachrichtenwelt präsentiert, es später komplizierter haben wollen? Im Zweifel werden hier die Weichen Richtung Banalität gestellt – wobei noch offen ist, ob die Jungen dem überhaupt folgen. Nutzerzahlen werden derzeit nicht veröffentlicht.

Dabei ist Ze.tt noch das gediegenste unter den neuen Angeboten der Verlage. Wesentlich bunter und lauter geht es bei BYou zu, mit dem die Macher von *bild.de* 12- bis 18-Jährige erreichen möchten. Anders als die Kollegen aus dem *Zeit*-Verlag hat man dafür keine eigene Redaktion, sondern lässt die Journalistenschüler der Axel-Springer-Akademie auf einer Unterseite der eigenen Homepage sich austoben. Nun steht dort auf der Seite „Diese Frisuren tragen Frauen und Männer untenrum" neben „Diese Selfie-Junkies knipsen auf Beerdigungen" und den „9 schlimmsten Schminkfails." Dazwischen hat sich „Diese 8 Dinge musste du über TTIP wissen" verirrt. Nach dem Klick warten Satzfetzen, animierte Bilder und aus sozialen Netzwerken herausgefischte Tweets und Posts.

Zum Start sagte *bild.de*-Chef Julian Reichelt, man wolle „das journalistische Storytelling für die mobile Nutzung in den Vordergrund stellen". Bislang beläuft sich das darauf, bewährte *Bild*-Methoden – kurze Sätze, viele Ausrufezeichen – noch um Emojis und Artikel in Listenform, sogenannte Listicles, zu ergänzen.

Die Welt als Liste und Gif

Sicher, es ist eine gute Nachricht, dass deutsche Verlage überhaupt im Netz investieren. Über Jahre schien ihre Strategie in der Hoffnung zu bestehen, dass das Internet wieder weggeht. Jetzt möchten alle gleichzeitig am jungen Publikum neue Techniken und Formen ausprobieren. Das ist gut.

Schlecht ist hingegen, dass sie dabei etwas als neu und experimentell ansehen, das es andernorts längst gibt. Fast zehn Jahre ist es her, dass die Präsentation eines Themas als Liste, das Stricken von Geschichten um Tweets herum und die Absage an lange Fließtexte in den USA eingeführt wurden. Damals ging Buzzfeed online, das sich selbst als Medienunternehmen für das „soziale Zeitalter" beschreibt. Bekannt und erfolgreich wurde das Portal, indem es süße Katzenbilder und Listicles wie „25 Dinge, an denen du erkennst, dass du in den 90ern aufgewachsen bist" verbreitete. Zu diesem Unterhaltungsschwerpunkt hat sich mit der Zeit ein seriöser Journalismus gesellt, der heute auch erlaubt, dass Korrespondenten auf 12.000 Zeichen erklären, warum Russland in Syrien eingreift (*siehe nebenstehenden Text*).

Mittlerweile hat das Unternehmen weltweit Außenstellen. Seit gut einem Jahr gibt es Buzzfeed Deutschland, was auch erkläre, warum ausgerechnet jetzt alle Verlage an neuen Angeboten feilten, sagt Stephan Weichert. Er ist Journalistik-Professor und leitet den Studiengang Digital Journalism der Hamburg Media School. Weichert bemängelt, dass den deutschen Projekten der originäre Ansatz fehle. „Andererseits hat Buzzfeed seit Jahren Dinge ausprobiert und eine Expertise aufgebaut. Sich daran zu orientieren, ist legitim. Besser gut kopiert als schlecht etwas Neues erfunden."

Dass die Artikel oft banalisieren und statt zusammenhängender Texte Stückwerk bieten, sei auch die Schuld der Nachwuchsleser, sagt Weichert: „Die junge Zielgruppe hat die Aufmerksamkeitsspanne einer Stubenfliege. In der Masse kann man viele von ihnen nicht mehr anders erreichen als mit Listicles und Katzenbildern."

Aber stimmt das? Die Klage, dass die Jugend von heute nicht mehr das Niveau der Älteren erreicht, begleitet die Menschheitsgeschichte ja seit Jahrtausenden. Laut der gerade veröffentlichten Shell-Jugendstudie gibt aber fast die Hälfte der 15- bis 24-Jährigen an, sich für Politik zu interessieren. Und die wollen TTIP sicher nicht in drei Emojis erklärt bekommen, nur weil sie mit ihren Freunden auf diese Art kommunizieren. Wenn die Jugend etwas nicht leiden kann, dann ist es, nicht für voll genommen zu werden. Genau den Eindruck vermitteln aber BYou und Co.

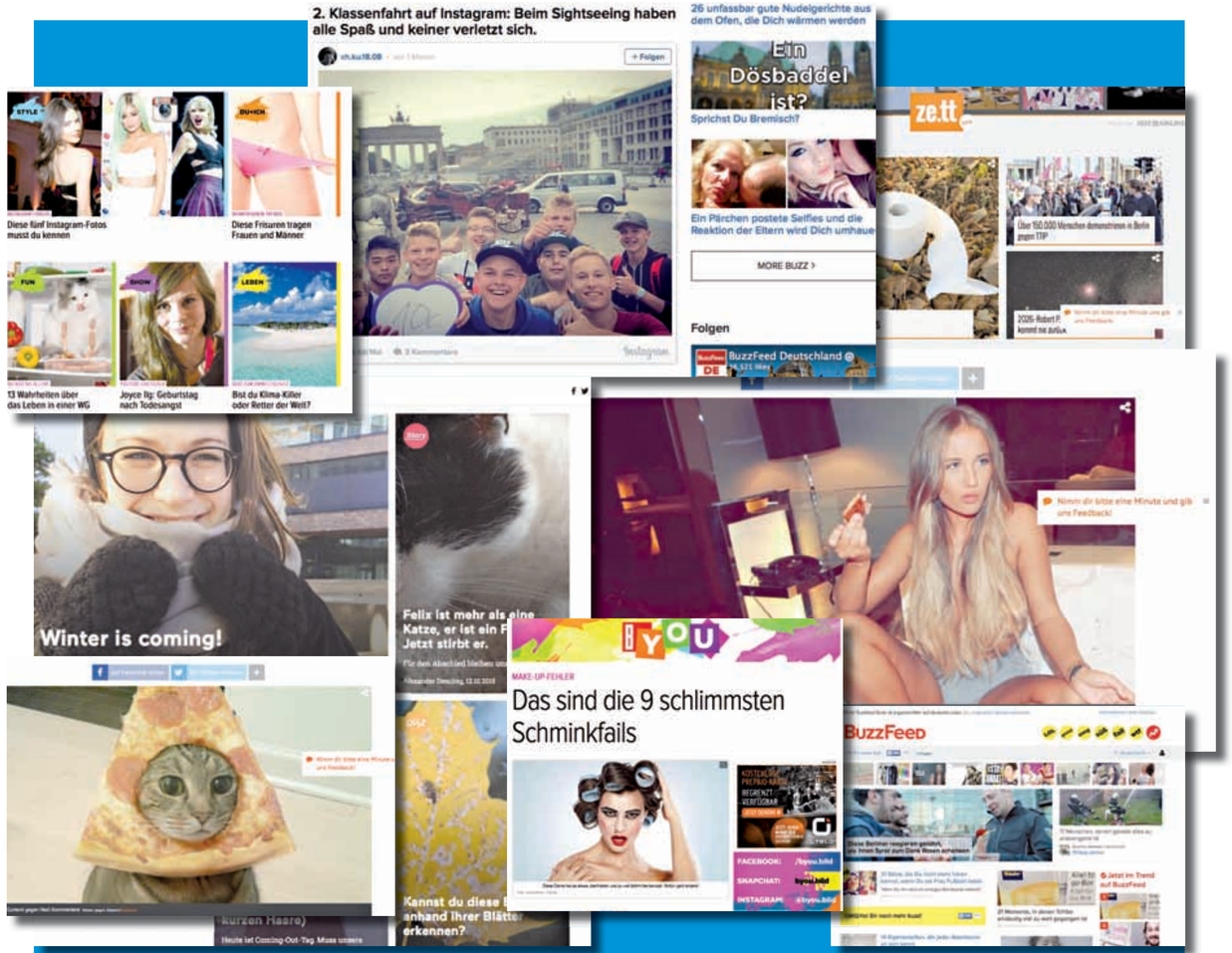
Die Verlage haben bei den Jugendmedien allerdings abschreckende Beispiele vor Augen – etwa die *Bravo*, die über Jahrzehnte all diejenigen mühelos erreicht hat, um die Ze.tt, BYou und Bento nun buhlen. Noch vor zehn Jahren wurden jede Woche 455.000 Hefte verkauft. Heute sind es nur noch 158.000, weil man den Medienwandel schlichtweg verschlief.

Die „Bravo" kapituliert

Seit Anfang des Jahres erscheint das gedruckte Heft nun nicht mehr wöchentlich, sondern nur noch alle 14 Tage. Dafür wurde der Online-Auftritt überarbeitet. Neben allem, was 13-Jährige über Justin Bieber und *GZSZ*-Sternchen wissen wollen, finden sich dort Texte mit Überschriften wie „Instagram: Mit diesen Filtern kriegst du die meisten Likes" oder „Genial! Dieses Einhorn zeigt Dir, wie Du richtig kacken sollst!" Für Marc de Laporte, Geschäftsführer der für die *Bravo* zuständigen Bauer München Redaktions KG, ist dieser Auftritt perfekt an die Mediennutzung junger Menschen angepasst. Nun war die *Bravo* auch in besten Zeiten nie ein politisches Medium, sondern setzte immer auf Stars und Dr. Sommers Sex-Tipps. Aber das, was heute *Bravo online* ausmacht, ist schlicht eine Kapitulation vor der Banalität.

Ze.tt-Chef Sebastian Horn gibt sich aber betont optimistisch: „Es wird weniger geredet und verdammt viel gemacht derzeit. Das freut mich als jemand, dem Journalismus im Netz sehr am Herzen liegt." Wie seine Kollegen von Bento oder BYou hat Horn nun die Chance, Online-Journalismus zu machen, den junge Menschen lesen möchten. Dafür muss er allerdings aufhören, seine Leser als scheue Dummchen zu behandeln, die beim Hauch von Komplexität im Dickicht des Internets verschwinden. Ausgerechnet Buzzfeed macht in den USA vor, dass man gleichzeitig Katzenbilder verbreiten und investigativen Journalismus betreiben kann.

„Noch haben Verlage eine Chance, sich selbst neu zu erfinden und ihre Marken im Netz zu positionieren", sagt Stephan Weichert. „In zehn Jahren wird das nicht mehr möglich sein." Weitaus gefährlicher für die Gesellschaft wäre es aber noch, wenn die Verlage zwar überlebten, doch die Inhalte nicht mehr stimmten. Die Welt ist komplexer als ein Gif. Das verstehen auch junge Menschen.



Der Nachwuchs im deutschen Online-Journalismus

Ze.tt
Das junge Angebot von Zeit Online

Ziel: „Unordnung in den geordneten Onlinejournalismus zu bringen und neue Wege zu beschreiten, sowohl journalistisch als auch technisch."
Zielgruppe: Junge Menschen zwischen Schulabschluss und erstem Jobwechsel
Online seit: Testphase seit Juli 2015, Regelbetrieb ab Oktober geplant
Facebook-Fans: >9.300

Bento
Das junge Angebot von Spiegel Online

Ziel: „Bento ist ein eigenständiges Online-Angebot, das sich hinsichtlich der Themen, Ansprache und dem Einsatz von Social Media an den Gewohnheiten der Nutzer orientiert."
Zielgruppe: „Generation Hashtag" (18- bis 30-Jährige)
Online seit: 1. Oktober 2015
Facebook-Fans: >8.200

Buzzfeed Deutschland
Das deutsche Angebot von Buzzfeed US

Ziel: „Das Thema so aufbereiten, dass Menschen es miteinander teilen wollen."
Zielgruppe: Junge Menschen mit Smartphone und Social-Media-Account
Online seit: September 2014
Facebook-Fans: >36.000

BYou
Das junge Angebot von Bild.de

Ziel: „Viel ausprobieren, Themen anders aufbereiten und vor allem das journalistische Storytelling und Layout für die mobile Nutzung in den Vordergrund stellen."
Zielgruppe: „Millennials", also 12- bis 18-Jährige
Online seit: September 2015
Facebook-Fans: >1.000

BNow
Das junge Angebot der Bunten

Ziel: „Geschichten über Stars und Entertainment erzählen – aber flapsiger als im gedruckten Blatt."
Zielgruppe: 15- bis 25-Jährige
Geplanter Start: Oktober 2015
Facebook-Fans: –

Orange
Das junge Angebot des Handelsblatts

Ziel: „Dein Wirtschafts-Update, das dich über aktuelle Themen informiert und dir Insights bietet. Keinunnötiges, langweiliges Blabla sondern kurz, einfach & verständlich!"
Zielgruppe: nicht näher definierte „junge Leser"
Geplanter Start: 28. Oktober
Facebook-Fans: >390

SCREENSHOTS: BENTO.DE, BILD.DE, BUZZFEED.COM, ZE.TT

Alles eine Frage des richtigen Tons

Aufstieg Keiner versteht das Geschäft mit viralen Inhalten so gut wie Buzzfeed. Nach Katzenbildern macht man nun ernsthaften Journalismus

■ Kim Bode

Jonah Peretti ist der Vorreiter der viralen Verbreitung im Netz. Die Erfolgsgeschichte des späteren Buzzfeed-Gründers beginnt in der Zeit vor den sozialen Netzwerken. 2001 sollte der damals 27-Jährige eigentlich an seiner Masterarbeit arbeiten. Doch er war mit seinen Gedanken bei einem Angebot von Nike: personalisierbare Sneakers. Seine Bestellung von einem Paar Schuhe mit dem Aufdruck „sweatshop" – „Ausbeuterbetrieb" – brachte ihn dazu, statt seiner Abschlussarbeit doch lieber schräge E-Mails mit dem beleidigten Kundenservice der Sportmarke auszutauschen. Die unterhaltsame Korrespondenz sendete er dann an einige Freunde, die diese abermals weiterleiteten – und ein paar Wochen später hatte Peretti erstmals Kurzzeitruhm erlangt. Er diskutierte in einer Talkshow mit einem Vertreter von Nike über die Arbeitsbedingungen der Firma.

Von da an war Peretti, der später auch die Newsseite Huffington Post mitgründete, besessen von viralen Inhalten. 2006 rief er Buzzfeed ins Leben, zunächst als Hobby neben seinem Job bei der Huffington Post. Mittlerweile ist Buzzfeed selbst in die Top Ten der meistbesuchten Nachrichtenseiten der USA aufgestiegen. Allein im Verlauf des vergangenen Jahres hat das Onlinemedium seine Reichweite in den USA und Großbritannien noch einmal verdoppelt und vor allem bei jüngeren Nutzern weiter zugelegt. Auf Facebook wurden 2014 nur Inhalte der Huffington Post häufiger geteilt.

Je seriöser Buzzfeed wurde, desto mehr Interesse zeigten die Investoren

Tierbilder und die sogenannten Listicles sind Motor des anfangs belächelten Erfolgs. In den USA hat sich Buzzfeed allerdings inzwischen auch einen Namen als ernst zu nehmender Medienriese gemacht – mit eigenen, teilweise investigativ recherchierten Nachrichteninhalten und einem radikal innovativen Geschäftsmodell, um das die meisten anderen Medienunternehmen den Newcomer beneiden. „Die Branche hat etwas missgünstig anerkannt, dass Buzzfeed großartige Ideen hervorbringt", sagt Carrie Brown, Programmleiterin Social Journalism an der City University of New York (CUNY). Sogar die *New York Times*, diese ehrwürdige Institution des amerikanischen Journalismus und vielleicht beste Tageszeitung der Welt, hat das grellbunte Medien-Start-up als Top-Konkurrenten anerkannt, wie aus ihrem öffentlich gewordenen *Innovation Report* hervorgeht.

Vielleicht wäre es nie so weit gekommen, hätte AOL nicht 2011 die Huffington Post übernommen. Peretti verließ die HuffPo und steckte fortan seine ganze Energie in Buzzfeed. Als Erstes verpasste er der Katzenseite einen Richtungswechsel und bevorzugte den renommierten Journalisten Ben Smith als Chefredakteur an. Smith baute das Nachrichtengeschäft aus, warb Reporter von angesehenen Redaktionen wie *Rolling Stone*, *The Village Voice* und *Gizmodo* ab, begleitete die Präsidentschaftswahlen 2012 mit einem eigenen Büro in Washington. Es folgten eine Investigativ-Einheit und Korrespondenten im Nahen Osten. Je mehr sich Buzzfeed dem ernst zu nehmenden Journalismus zuwendete, desto mehr Interesse zeigten auch Investoren. Die jüngste Finanzierungsrunde im August dieses Jahres bewertete Buzzfeed mit etwa 1,5 Milliarden Dollar. Zum Vergleich: Amazon-Chef Jeff Bezos kaufte die renommierte *Washington Post* vor zwei Jahren für 250 Millionen Dollar. Das Fremdkapital hat Buzzfeed dabei geholfen, seine Reichweite immer weiter auszudehnen.

Die Evolution von der Katzenseite zur umfassenden Nachrichtenorganisation dient auch als Blaupause für Ableger in anderen Ländern. Am Anfang werde mit unterhaltsamen Inhalten ausprobiert, welche Geschichten und welcher Ton die Leser auf den neuen Märkten ansprechen, erklärt Scott Lamb, der im New Yorker Buzzfeed-Büro für die internationale Expansion zuständig ist. Nach der Experimentierphase sollen dann eigene nachrichtliche Beiträge folgen. Deutschland ist Lamb zufolge für Buzzfeed einerseits sehr interessant, weil der Markt groß ist und soziale Medien weit verbreitet sind, andererseits herrsche hier aber auch ein harter Wettbewerb.

Der Schlüssel zum Erfolg von Buzzfeed liegt darin, dass alle Geschichten danach bewertet werden, wie häufig sie geteilt werden können. Dank trainierter Mitarbeiter und entsprechender Algorithmen weiß Buzzfeed so gut wie niemand sonst, welche Dynamiken in sozialen Netzwerken herrschen und welche journalistischen Formate dort funktionieren. Laut Unternehmensangaben finden drei Viertel der mehr als 200 Millionen Leser pro Monat die Inhalte über Facebook, Twitter und Co.

Bei der Werbung weit vorn

Der Erfolg schlägt sich in der Bilanz nieder. Als eines der wenigen Medienunternehmen überhaupt wächst Buzzfeed: Im vergangenen Jahr durchbrach es zum ersten Mal die Marke von 100 Millionen US-Dollar Umsatz. Wie viele US-Medienunternehmen macht Buzzfeed sein Geld vor allem mit Werbung. Allerdings nicht mit Bannern, auf die sowieso niemand klickt. Buzzfeed gilt als Pionier im sogenannten *Native* Advertising: Dabei wird die Werbung im Stil der anderen Buzzfeed-Inhalte präsentiert. Sie ist Teil der Artikel, Listen, Infografiken und Videos, allesamt im typischen Buzzfeed-Ton, witzig, nett und vor allem: teilenswert. Immer mehr US-Medien, darunter auch die *Washington Post* und die *New York Times*, versuchen sich mittlerweile im Native Advertising. Die Methode ist wegen des Verwischens der Grenze zwischen Redaktionellem und Werbung aber auch sehr umstritten.

Obwohl die Werbung den gleichen Ton hat, herrsche eine strikte Trennung von der Redaktion, betont man bei Buzzfeed. Die beiden Teams arbeiteten in getrennten Büros mit unterschiedlichen Adressen, sagt Matt Trotta, Leiter für Agency Strategy. „Wir gucken uns bei der redaktionellen Arbeit ab: Was läuft gut?" Die Nachahmeversuche anderer Medienhäuser stören ihn dabei nicht: „Ich finde das super! Damit bekommen wir mehr Vergleichswerte."

Das Buzzfeed-Prinzip ist auch nicht einfach auf andere Medienmarken übertragbar. Social-Journalism-Expertin Brown spricht von einem zweischneidigen Schwert: „Klar, wir müssen da sein, wo die Menschen sind", sagt sie im Hinblick auf die sozialen Netzwerke. „Aber andererseits: Ist es nachhaltig, wenn wir alle Macht an Facebook und Konsorten abgeben?" Zwar bemühen sich die Netzwerke um das Vertrauen der Medien, schließlich brauchen sie journalistische Inhalte, um Leser auf ihre Seiten zu locken. Doch gleichzeitig behalten Facebook und Co. die Kontrolle über Algorithmen und Daten.

Seit vergangenem Jahr hat Buzzfeed ein Team von 20 Mitarbeitern, das Inhalte ausschließlich für soziale Plattformen und Apps produziert: Instagram, Vine, Tumblr, Snapchat. Nichts von dem landet je auf der Website *buzzfeed.com*. Mit dem Konzept reagiert man auf die rasant zunehmende Smartphone-Nutzung, die dem Browserfenster auf dem Computer den Rang abläuft. „Es sieht ganz danach aus, dass das Internet in fünf bis zehn Jahren ziemlich anders aussehen wird", sagte die Leiterin der neuen Einheit, Summer Anne Burton. Buzzfeeds Erfolg gründe darauf, dass es sich nicht darauf verlasse, das weiter funktioniere, was bisher funktioniert habe.

Diese Mentalität unterscheidet Buzzfeed von traditionellen Medienunternehmen, bei denen die Erkenntnis nur langsam durchsickert. Und mit dem Erfolg kommt die Anerkennung. Bei US-Journalistik-Studenten steht das Start-up heute ganz oben auf der Liste der angestrebten Arbeitgeber.

Plötzlich ist Ungarn überall

Asyl Ohne gesamteuropäische Strategie wird auch die deutsche Flüchtlingspolitik bald an einem toten Punkt angelangt sein

■ **Lutz Herden**

Schon der historische Vergleich führt in die Irre. Die Reden von Angela Merkel und François Hollande am 7. Oktober vor den EU-Parlamentariern in Straßburg seien ein symbolischer Vorgang gewesen, heißt es. Er erinnere an den gemeinsamen Auftritt von Helmut Kohl und François Mitterrand im November 1989, als beide am gleichen Ort das gleiche Gremium auf eine Epochenwende einstimmen wollten, die mit dem Mauerfall heraufdämmerte.

Man sollte nicht ganz ausblenden, dass die EU vor 26 Jahren mit zwölf Mitgliedsstaaten nicht nur kleiner, sondern auch eine rein westeuropäische Veranstaltung war. Die jahrzehntelange Blockkonfrontation hatte der Staatenunion Zusammenhalt und sozialökonomische Homogenität verordnet. Davon stand Ende 1989 nichts zur Disposition, zumal offen blieb, wie und ob überhaupt auf der anderen Seite des bisher Eisernen Vorhangs die politische Landschaft umgebrochen würde. Für die EU galt die Devise, wir müssen auf vieles gefasst sein. Vorerst aber bleibt für uns alles so, wie es ist. Wenn die Zeichen nicht trügen, sind wir die Sieger der Geschichte und können geschlossen wie entschlossen abwarten – das klang nicht nach einer überdimensionalen Herausforderung.

Inwieweit trifft das auf den Handlungsrahmen des 28-Staaten-Bundes im Augenblick zu? Schon vor dem Dissens in der Asylpolitik war ein Maß an Desintegration erreicht, das in der Geschichte des vereinten Europas seinesgleichen sucht. Umso mehr verblüfft – um nicht zu sagen befremdet –, dass die Staatschefs Deutschlands und Frankreichs in Straßburg den Eindruck erwecken, die EU könne durch „Verantwortung, Solidarität und Entschlossenheit“ (Hollande) bewältigen, was ihr mit der Flüchtlingskrise auferlegt ist.

Kern- und Osteuropa

Mithin sei mehr Integration die europäische Antwort auf eine prekäre Situation. Das klingt rational und ist doch irreal, weil mit einer solchen Antwort kaum zu rechnen ist, in absehbarer Zeit jedenfalls nicht. Das Gegenteil zu suggerieren, offenbart nicht nur Hilflosigkeit. Es täuscht auch darüber hinweg, dass kein strategisches Konzept existiert, um eine adäquate Flüchtlingspolitik zu verfolgen. Eine solche kann nur europäisch grundiert sein, da haben Merkel und Hollande recht, aber sie definieren ein Ziel, das nicht erreicht werden kann, weil die Voraussetzungen fehlen, dies zu tun.

In Osteuropa wird ihr Appell zu gegenseitiger Hilfe bei der Flüchtlingsaufnahme weder Gehör finden noch Tatkraft auslösen.

FOTO: JEFF J. MITCHELL/GETTY IMAGES

Ungarische Soldaten an der Grenze zu Kroatien

Ungarn hat sich mit seinem repressiven Gebaren auf spektakuläre Weise hervorgetan, doch plötzlich scheint Ungarn überall zu sein, in den anderen Visegrád-Staaten Polen, Tschechien und der Slowakei ebenso wie in den baltischen Republiken. Würden die bisher auf Abwehr bedachten Regierungen dieser Länder einlenken, wäre das mit Prestige- und Gesichtsverlust verbunden. Wer will sich den schon einhandeln? Noch dazu, wenn der Solidaritätsaufruf aus Deutschland kommt, das diesmal als moralische Führungsmacht auftritt. Als solche bisher jedoch kaum auffiel.

Mit der Kanzlerin pocht jemand auf eine solidarische europäische Flüchtlingspolitik, der seit Jahren einer solidarischen europäischen Finanzpolitik eine Absage nach der anderen erteilt. Was hat Deutschland seit Ausbruch der Eurokrise nicht alles getan, um die Macht der Gemeinschaft (Stichwort Eurobonds) klein zu halten, weil das eigenen Interessen diente? Griechenland ist das prägnante Beispiel, auch Spanien, Portugal, Irland oder Zypern wären zu nennen, um vorzuführen, wie sich humanitäre Fesseln sprengen lassen, wenn deutscher Euro-Nationalismus das soziale Schicksal von Millionen Menschen ignoriert.

Angela Merkel sollte das selbstauferlegte Empathie-Verbot kennen und wissen, weshalb sie in Straßburg ins Leere argumentiert hat. Europa ist nicht die Löung der Flüchtlingskrise, sondern eine der Ursachen und in seiner Zerrissenheit prädestiniert, dies mit jedem Tag mehr zu sein. Der von Merkel beschworenen „Bewährungsprobe historischen Ausmaßes“ kann und will die EU der 28 nicht gewachsen sein. Diese Verweigerung ist nicht zuletzt eine Konsequenz des willkürlichen Umgangs mit dem Dublin-II-Abkommen, das bekanntlich verfügt, zunächst ist jenes EU-Land für Registratur und Versorgung von Asylsuchenden zuständig, in dem diese erstmals EU-Territorium betreten. Davon hat Deutschland profitiert, solange sich der Flüchtlingsstrom in Grenzen hielt. Diese Regel wurde von Angela Merkel außer Kraft setzt, als ihr das geboten schien, ohne sich darüber groß mit betroffenen Transitländern wie Kroatien oder Slowenien abzustimmen. Man kann der Regierung von Viktor Orbán vieles ankreiden, aber nicht bestreiten, dass sie durch ihr inhumanes Verhalten die inhumane Logik eines Systems auf den Punkt gebracht hat, das EU-Staaten ohne EU-Außengrenzen privilegiert und Flüchtlinge reglementiert, statt ihnen zu helfen. Im Übrigen müssen die teils martialischen Bollwerke, mit denen sich in Marokko die spanischen Exklaven Melilla und Ceuta gegen Migranten abschotten, den Vergleich mit Ungarns Grenzzäunen nicht scheuen.

Um auf Straßburg zurückzukommen – dem deutsch-französischen Begehren fehlt der europäische Resonanzboden. Kern- und Osteuropa reden aneinander vorbei, so dass auf einmal eine ganz andere – auf den ersten Blick unerwartete – Bilanz der Osterweiterung zu ziehen ist. Es machen sich Umstände bemerkbar, die lange unbeachtet blieben, aber verstehen helfen, weshalb man in Warschau, Prag, Budapest, Bratislava, Riga oder Tallinn darauf besteht, Flüchtlinge vorzugsweise abweisen statt aufnehmen zu wollen. Die supranationale Identität und kulturelle Zusammengehörigkeit des 28-Staaten-Bundes verharren im Zustand der Proklamation, wenn es darauf ankommt, nationalstaatliche Verhaltensmuster zu meiden. Es mag dafür Erklärungen geben, die auf das Bedürfnis nach innerer Sicherheit und Wohlfahrt verweisen, doch reicht das? Nach dem sozialökonomischen Transit, den Osteuropa seit 1990 durchlief, blieb das erhoffte feste Ufer verwehrt. Damit gemeint ist die „gute Ordnung“ existenzieller Selbstverständlichkeiten, die man auf der Reise von einem System zum anderen vor Augen hatte, um das seelische Gleichgewicht zu wahren: sozial gerechte Verhältnisse, eine stabile pluralistische, solidarische Ordnung, eine ökologischen Maximen gewachsene Gesellschaft, die ihre Umwelt nicht ausbeutet.

Wie sich herausstellte, bedeutete Aufbruch nach Europa auch Rückkehr in ein Europa, das so immer schon existiert hat – eines der nationalen Egoismen und des Misstrauens, der Hierarchien und Unterordnung, dessen Normalität – siehe Jugoslawien – auch Krieg heißen kann. Es gab einen weitverbreiteten Irrtum, der sich nach 1990 unter dem wehenden Mantel der Geschichte nicht als solcher zu erkennen gab: Wenn die Emotionen des für historisch gehaltenen Moments den Willen zu nationaler Selbstbestimmung und Identität überlagern, bleiben Wandel und Zäsur nicht aus.

Heimatstaat und Heimstatt

Charles de Gaulle (1890–1970) schrieb einst in seinen *Mémoires d’Espoir*, er halte wenig von der Brüsseler Gemeinschaftsbürokratie und ihrer Integrationsmystik. Auch wenn Westeuropa mehr zueinandergefunden habe, als das 1945 denkbar schien, lebe man weiter auf einem Kontinent der Nationen und Vaterländer. Wer sich darüber hinweg lüge, beschreite einen Irrweg und werde scheitern. Es ließe sich ergänzen, wenn so wie heute das Nationalgefühl zur Zuflucht wird, steckt darin mehr als nur der Antrieb zur Abwehr des Fremden, der eine Herberge zu teilen wünscht. Dieser nationalnotorische Reflex wird genährt und verstärkt, wenn die Herberge in einem Europa gesucht wird, dessen gemeinsames Haus eine Beletage, das Untergeschoss, Kellerräume und manche Dachkammer vorweisen kann. Wer teilt was? Mit wem und wie?

Orbán hat durch eine inhumane Praxis ein inhumanes System auf den Punkt gebracht

Angesichts der Warnung de Gaulles vor Irrwegen sollte ein besonders bizarres Kapitel politischer Landschaftspflege erinnert werden, das sich in Südosteuropa zugetragen hat. Es geht um den EU-Retortenstaat „Republik Kosovo“, der 2008 vom Stapel lief. Nicht menschliches Mitgefühl für eine albanische Mehrheit in der einst zu Serbien gehörenden Region führte zu diesem Staat, sondern das Bedürfnis, Serbien bei der Neuordnung Jugoslawiens den hegemonialen Schneid abzukaufen. Sollte es anders gewesen sein, müssten die Wirtschaftsflüchtlinge aus dem Kosovo, die gerade in Deutschland und anderswo in der EU ein Auskommen suchen, vorbehaltlos empfangen werden. Sie fliehen vor Hoffnungslosigkeit, weil ihr Land ökonomisch verkümmert. Sie wollen nicht bleiben, wo ihnen die EU einen Heimatstaat verschafft hat, sondern ihre Heimstatt besser direkt in der EU finden. Wäre die EU-Kosovo-Politik fähig, ihr Scheitern einzugestehen, müsste das respektiert werden.

Auch deshalb – weil statt des Mutes zum Realismus der Hang zum Zweckoptimismus dominiert – wie das Merkel und Hollande in Straßburg demonstriert haben, wird es keine europäische Strategie in der Flüchtlingsfrage geben. Wer das Gegenteil suggeriert, weiß es nicht besser oder betrügt sein Publikum. Umso mehr kommt es darauf an, in solcher Lage demokratiefähig zu bleiben und dem affirmativen Imperativ des „Wir schaffen das“ zu trotzen. Es schürt keinen Fremdenhass, wer unumwunden erklärt: Kommt keine gemeinsame, die Lasten verteilende EU-Flüchtlingspolitik zustande, kann es auch keine deutsche geben, bei der das Gemeinwohl wieder stärker in den Vordergrund tritt. Dieses Eingeständnis wird gebraucht. Die Gesellschaft kann daran zerbrechen, wenn es ausbleibt.

ANZEIGE

Kinder

SPIEGEL-Leser wissen mehr.

Jetzt mit Ferienkalender!

Jetzt testen: „Dein SPIEGEL“ digital
Mehr Infos unter www.deinspiegel.de/info

Das Nachrichten-Magazin für Kinder.

FOTO: DREW ANGERER/GETTY IMAGES

Kevin McCarthy sollte John Boehner als Sprecher des Repräsentantenhauses beerben, trat dann aber den Rückzug an

Klub der Skorpione

USA Die Republikaner zerlegen sich gerade selbst. Die Allianz des Establishments mit den rechten Populisten wird zum gefährlichen Bumerang

■ **Konrad Ege**

Mängel treten auf im amerikanischen Politiksystem, das bislang wundersam funktioniert hat, um Opposition und Widerstand von links und rechts zu integrieren und zugleich die Eliten zu schützen. Die Republikaner haben Schwierigkeiten mit ihrem rechten Rand. Das Wort „Krise“ genügt nicht für die derzeitigen Zustände in der Partei. Vermeintliche Freunde gehen aufeinander los wie genervte Skorpione in einem zu kleinen Terrarium. Orte des Geschehens sind das Repräsentantenhaus, wo die Republikaner nach einem rechten Aufstand eine neue Führung suchen, und natürlich die Vorwahlarenen mit dem übergroßen Donald Trump. Demokraten verspüren Schadenfreude. Der republikanische Streit ist jedoch Ausdruck eines tiefsitzenden Unmuts über die Politik, und der gilt auch den Demokraten.

John Boehner wacht auf

Aus deren Sicht haben die Republikaner Barack Obama mit ihrem reflexartigen Nein zu ziemlich allem das Leben schwer gemacht, von der Gesundheitsreform über Konjunkturhilfen bis zum Iran-Deal. Doch rechte Republikaner, gewöhnlich Tea Party genannt, leben in einer anderen Realität und sagen, der Widerstand gegen Obama gehe nicht weit genug. Republikaner stellten doch die Mehrheit im Repräsentantenhaus (247 zu 188 Sitze) und im Senat, Obama könne aber weiterhin Politik machen. Obamacare blüht und gedeiht. Die Ultras fühlen sich betrogen vom republikanischen Establishment, bestehend aus Wirtschaft, Lobbyisten und politischer Elite.

Tiefe Ressentiments werden sichtbar gegen eine Wirklichkeit, in der US-Wähler gleich zweimal für Obama gestimmt haben, obwohl der gar kein wirklicher Amerikaner sei und vermutlich ein Muslim, wie laut einer CNN-Umfrage im September 43 Prozent der Republikaner glauben. Vereinfacht: Im Gegensatz zu rechten Ideologen, die im Namen der Freiheit eine „kleine Regierung“ fordern, ist das Establishment interessiert an einer funktionierenden Regierung. Zudem haben diese Pragmatiker wenig Lust auf Sozialkonservatives oder den Endlosstreit um gleichgeschlechtliche Ehe und Abtreibung.

Im Repräsentantenhaus kocht die Empörung über. Speaker John Boehner, aus konservativer Sicht Inbegriff kompromissbereiter Politik, nahm Ende September seinen Hut. Der Speaker, der von allen Abgeordneten gewählt wird, ist nicht irgendwer: Er entscheidet, was zur Abstimmung kommt. Protokollarisch gesehen ist er die Nummer drei im Staat nach dem Präsidenten und Vizepräsidenten. Auf dem Papier war Boehner der mächtigste Republikaner in Washington, der vermeintliche Chef der Opposition. Eben nur auf dem Papier.

Die Partei sucht jemanden, der die Karre aus dem sprichwörtlichen Dreck zieht

Er sei aufgewacht, habe wie immer seine Gebete gesprochen, und sich entschieden, „das ist der Tag“, erläuterte Boehner seinen Entschluss bei einer Rücktrittspressekonferenz. Bei einem zeitgleichen Meeting des rechtschristlichen Values Voter Summit sprangen Teilnehmer Medienberichten zufolge begeistert von den Stühlen, als Präsidentschaftskandidat Marco Rubio die frohe Botschaft verkündete. Zeit für einen Neuanfang, so Rubio.

Boehner musste gar nicht im Detail begründen, warum er ausstieg. Der Mann hatte nach viereinhalb Jahren an der Spitze die Schnauze voll von der frustrierenden Gratwanderung zwischen republikanischem Establishment und rechtem Rand. Boehner ist einer, der nach Dienstschluss gern ein Glas Rotwein trinkt, wie er selber sagt, und den Tag Tag sein lässt. Barack Obama lobte: Boehner sei ein Patriot, der einsehe, dass man in der Politik „mit Leuten zusammenarbeiten muss, mit denen man nicht einer Meinung ist“.

Eine rechte Minderheit unter den 247 republikanischen Abgeordneten gab Boehner keine Ruhe. Symptomatisch war die Kontroverse um die Export-Import-Bank, die bei Auslandsgeschäften günstige Darlehen gewährt. Die Rechten wollten das Institut im Namen des freien Marktes dichtmachen, die Handelskammer wäre entsetzt.

Bei Abstimmungen über Haushalt und ein angehobenes Schuldenlimit drohen die Rechten nun mit einem Shutdown der Regierung. Im konservativen Hausorgan *National Review* fasste Chefredakteur Rich Lowry zusammen: Der rechte Flügel erwecke „den Eindruck, er sei bereit, die Regierung um der symbolischen Reinheit willen niederzubrennen“. Dann aber beruhigte Lowry: Der Konflikt sei lange nicht so schlimm wie der im Jahr 1865 bei der Debatte um die Abschaffung der Sklaverei.

Ein Zirkel der Rechten

Auf den Schock-Exit Boehners folgte ein weiteres Debakel Als Nachfolger war Anfang Oktober Kevin McCarthy im Gespräch. Der Abgeordnete aus Kalifornien hat ein derart konservatives Profil, dass seiner Nominierung kaum etwas im Wege zu stehen schien. Doch dann, bei einer Sitzung hinter verschlossenen Türen, teilte McCarthy mit, er wolle nicht. Die Partei brauche ein „frisches Gesicht“. Glaubwürdig klang das nicht. McCarthy ist erst seit sieben Jahren Abgeordneter. Seitdem wird spekuliert, ob vielleicht etwas Anderes hinter diesem Rückzug steht. Erpressung mit angedrohter Enthüllung einer Affäre? Nun suchen die Republikaner weiter nach einem, der den Karren aus dem sprichwörtlichen Dreck ziehen kann.

Im Kommentarteil der *New York Times* kann man vom „Ende der Republikanischen Partei“ lesen, versehen mit einem Fragezeichen. Die Zweckallianz des Establishments mit dem rechten Populismus kriselt. Die führenden Köpfe und Geldgeber der Partei hatten die Tea Party und andere rechtslastige Strömungen gerufen. Als Ultras sollten sie Lärm machen und Böller zünden, um die bittere Realität zu kaschieren, dass sich eine Mehrheit in den USA in eine Richtung bewegt, wie sie von Barack Obama verkörpert wird. Die Illusion der Rechten, es sei anders, wird bestärkt von einem Medienapparat, angeführt von Rupert Murdochs Fox-Fernsehen, das die „Gläubigen“ in einer Welt leben lässt, in der sie das wahre Amerika repräsentieren.

Jüngste Inkarnation der Rechten und Boehners Nemesis ist der Anfang 2015 gegründete Freedom Caucus, eine Arbeitsgruppe von gut 50 republikanischen Abgeordneten, groß und diszipliniert genug, um republikanische Initiativen lahmzulegen, wenn die Demokraten geschlossen abstimmen. Der Freedom Caucus sei Stimme „unzähliger Amerikaner, die das Gefühl haben, dass Washington sie nicht repräsentiert“, heißt es in der Grundsatzerklärung. Der Rat wolle eine „offene und begrenzte Regierung“. Er sei für die „Einhaltung der Verfassung und für Freiheit, Sicherheit und Wohlstand für alle Amerikaner“. Soll heißen, radikale Haushaltskürzungen, weniger Steuern, mehr Militär, eine strikt begrenzte Einwanderung und die Schwächung staatlicher Institutionen wie der Umweltbehörde, die mit dem freien Markt kollidieren. Und man warnt, Wirtschaftsverbände könnten sich nicht auf staatliche Begünstigungen verlassen.

Die Namen der Mitglieder werden trotz des Bekenntnisses zur „offenen“ Regierung nicht bekannt gemacht. Die man kennt, sind weiße Männer aus Wahlkreisen mit überwiegend weißer, republikanischer Bevölkerung. Zu befürchten haben diese Volksvertreter wenig von ihren Wählern.

Jeb Bush schmiert ab

In den guten alten Zeiten hat die Parteiführung den Hinterbänklern gezeigt, wo es lang ging. Sonst gab es kein Geld für den Wahlkampf, und man blieb zeitlebens hinten sitzen. Heute sind unabhängige Geldgeber die Finanziers, und die Partei ist nicht mehr so wichtig. Der Rechtspopulismus des Freiheitsrates kommt auch deshalb an, weil seine Mitglieder vielen aus dem Herzen sprechen, wenn sie behaupten, die Bürger fühlten sich nicht vertreten „von Washington“.

Anfang des Jahres galt als wahrscheinlich, dass Präsidentensohn und Präsidentenbruder Jeb Bush unter den Republikanern die besten Chancen auf das Weiße Haus habe. Seine Millionen auf dem Konto oder in Aussicht und sein Beraterstab aus dem Hochadel der Partei sollten Rivalen abschrecken. Inzwischen dümpelt Bush vor sich hin. Parteimitglieder finden Freude an Donald Trump, Ben Carson und Carly Fiorina, selbsternannten „Nichtpolitikern“ gegen das Establishment. In der Vergangenheit haben solche Kandidaten letztlich aufgeben müssen, doch derzeit ist bei den Republikanern viel in Bewegung.

In der Demokratischen Partei leidet Hillary Clinton am Unmut vieler Wähler, die nicht schon wieder jemanden von den Clintons wollen. Auch wenn es diesmal eine Präsidentin wäre. Die Begeisterung für Bernie Sanders' Thesen gegen die „Klasse der Milliardäre“ steht im Kontrast zu Clintons Seilschaften aus der Wall Street. Doch gehen beide Kontrahenten ausgesprochen zivilisiert um mit ihren Gegensätzen. Und sie warten auf das Wort von Vizepräsident Joe Biden.

ANZEIGE

Zu viel Gepäck ist nur Ballast

Südtirol Wie auf dem Bahnhof von Bozen Flucht und Ferien, Afrika und Deutschland aufeinandertreffen

■ Barbara Bachmann

FOTO: BARBARA BACHMANN

Vielfältig: die Völkerwanderung

Bozen im Oktober, bestes Wanderwetter, die Sonne steht hoch, keine Wolke verdeckt den Blick zu den Dolomitengipfeln des Rosengartens, UNESCO-Weltnaturerbe. Um 13.27 Uhr fährt der Zug der österreichischen Staatsbahn (ÖBB) aus München auf Gleis 4 der Station Bozen ein: In Sporthosen und Funktionsleibchen steigt eine Reisegruppe des Deutschen Alpenvereins (DAV) aus. In Zweierreihe steuert sie ein Café an, die Wanderstöcke schlagen gegen die Rucksäcke.

Darunter ist Ute (66), eine pensionierte Lehrerin aus Laupheim bei Ulm. Reiseantritt am gleichen Morgen um 7.05 Uhr. Transportmittel: Zug, zweimal umgestiegen. Ziel: Rittner Horn. Ute reist mit zwölf Wanderfreunden und will die Sarntaler Hufeisentour in viereinhalb Tagen schaffen. Es ist ihre vierte Tour mit dem Alpenverein in diesem Jahr. Chiemgau, Türkei, zweimal Südtirol: „2015 lasse ich es krachen“, sagt sie.

8.30 Uhr am gleichen Bahnhof. Mit 25 Minuten Verspätung erreicht der Nachtzug aus Rom Gleis 5. 58 Flüchtlinge steigen aus, weniger als sonst. Darunter Samson (24), ehemaliger Biologiestudent. Start seiner Reise: Asmara in Eritrea, ein Jahr zuvor. Transportmittel: Kleinwagen mit 28 Personen, Boot mit gut 400 Menschen, Züge, Busse, die eigenen Füße. Ziel: Stockholm. Er reist mit zwei eritreischen Freunden, die er in Rom kennengelernt hat. Grund der Reise: Flucht vor einem totalitären Regime. Diese zwei Typen von Reisenden treffen in diesen Tagen immer wieder am Bahnhof von Bozen aufeinander, der Hauptstadt Südtirols, Wanderparadies und Zwischenstation auf der Flüchtlingsroute. Die einen kommen aus dem Süden, haben Namen wie Eren oder Samson, sind Mitte 20, magere Beine in geschenkten XL-Hosen. Die anderen kommen aus dem Norden, heißen Ute oder Arthur, sind um die 50 und älter, tragen gewöhnlich karierte Wanderblusen.

Am Samstag zurück

Zwei Typen von Reisenden sind unterwegs, aus unterschiedlichen Gründen. Die einen flüchten vor dem Tod, vor Hunger, vor Verfolgung. Die anderen entfliehen dem Stress, dem Alltag, grauen Städten. Weil der Zug das wichtigste Reisemittel der Flüchtlinge in die reichen Länder Europas ist, werden die Bahnhöfe zu Refugien einer Völkerwanderung. Selten sind die Unterschiede zwischen Flüchtling und Urlauber so deutlich wie auf Bahnhöfen, auf deren Perrons sich Flucht und Ferien begegnen.

Der Bahnhof Bozen ist der bedeutendste in Südtirol, ein Verkehrsknotenpunkt mit 5,5 Millionen Reisenden im Jahr. Seit April haben dieses Drehkreuz fast 10.000 Flüchtlinge passiert. Dadurch hat sich das Bahnhofsbild verändert, denn in einer gut 100.000 Einwohner zählenden Stadt fallen Flüchtlinge mehr auf als in einer Metropole wie Rom. Ein Bahnhof wie dieser spiegelt Veränderungen, wie sie einer Gesellschaft widerfahren können – gleichzeitig erfährt er selbst eine Veränderung.

Ein freiwilliger Helfer in blauer Weste drückt dem Eritreer Samson ein Handtuch in die Hand, lächelt ihn an und sagt: „Welcome.“ Samson lächelt zaghaft zurück. Fünf Freiwillige sind täglich auf dem Bahnhof, sie versorgen die Flüchtlinge, statten sie mit neuer Kleidung aus, beraten sie wegen der Weiterfahrt und bahnen sich einen Weg durch die Urlauber in Wandermontur. Es gibt diese Art der freiwilligen Unterstützung seit Monaten. Bozener halfen spontan, kauften Wasser und Lebensmittel aus eigener Tasche, erst später stießen Hilfsorganisationen hinzu wie die Caritas, das Rote Kreuz, die Alexander-Langer-Stiftung und der Verein Volontarius, der seither die Leitung innehat.

Die Bahnhofsverwaltung hat den Helfern Räume zur Verfügung gestellt. Ein Teil davon ist mit Leinentüchern abgetrennt und dient als Umkleidekabine. Der größte Raum des Trakts für die Flüchtlinge wird als Kantine genutzt, mit einer Spielecke voller Stofftiere für Kinder. Freiwillige teilen Mahlzeiten auf Papptellern aus. Morgens frühstücken die Flüchtlinge Cracker, Marmelade und Milch. Sie trinken Kaffee, den Freiwillige zu Hause brühen und in Thermoskannen mitbringen.

„Heute müssen wir noch zwei Stunden wandern“, sagt Ute, während sie im Bahnhofsbistro den Espresso schlürft und auf den Bus wartet, mit dem sie das letzte Stück fahren wird. „Dürfen wir“, korrigiert sie eine Wanderkollegin. „Hoffentlich bleibt es die restlichen Tage so schön wie heute“, sagt Inge, die für die Südtirolreise zuerst auf der Warteliste stand. „Am Samstag kann es regnen.“ Dann fahren sie wieder zurück nach Hause.

Bei den Helfern ist eben eine Sachspende eingetroffen: Schuhe für Männer, Taschen, Strümpfe, Hemden, Windeln. Ein Freiwilliger stellt die Pakete auf dem Boden ab und lässt sie kurz unbeaufsichtigt. Sofort beginnen junge Somalier darin zu wühlen. Auf Englisch rufen die Helfer den Ungeduldigen zu: „Wartet bitte. Es ist für alle etwas da.“ Mit einer entschuldigenden Geste werden die Sachen zurückgelegt. Einer möchte neue Schuhe anprobieren, hat aber schon welche bekommen. „Sie drücken vorn“, deutet er auf die Zehen. Wintermäntel lassen manche gleich an, als ob sie Angst hätten, sie sonst wieder zu verlieren. Ein Kind spielt bei 25 Grad Raumtemperatur in Handschuhen.

Wintermäntel lassen manche gleich an – aus Angst, diese Spende wieder zu verlieren

Die Räume für die Flüchtlingshilfe liegen direkt gegenüber Stumpfgleis 1a, von dem die Züge nach Meran abfahren. Eine Strecke, die viele deutsche Touristen nehmen, Meran und Umgebung sind beliebte Urlaubsziele. Eine Touristin aus der Oberfalz – Kamera um den Hals, Sonnenbrille im Haar –, die sich sichtlich verirrt hat, klopft an die Tür der Hilfsorganisation und fragt: „Gibt es hier Toiletten?“ Zwei junge Eritreerinnen schauen sie verständnislos an.

Sie sitzen an diesem Vormittag die Langeweile weg. Die Freunde von Samson leisten ihnen Gesellschaft, einer hält einen Zettel der Polizei in der Hand. Darauf steht, er werde gebeten, sich bitteschön morgen in Italien registrieren zu lassen. Aber in diesem Land will niemand bleiben, am liebsten würden noch heute alle weiterfahren. Ein Eritreer hält eine Europakarte in der Hand, er fragt einen Freiwilligen: „Munich?“, der erklärt ihm die Reiseroute, die er noch vor sich hat: Südtirol, Brenner, dann durch Österreich, dahinter beginnt Deutschland – Germany, es ist nicht mehr weit. Der Mann schaut auf die Anschlagtafel, wo fährt der Zug und wann?

In der Nähe des Stumpfgleises 1a steht Arthur (78) aus München mit Fernglas und Wanderstock. Als er die Flüchtlinge sieht, meint er: „Ich bin dafür, dass wir die Grenzen schließen.“ Schlimm, ja, unhaltbar sei die Situation am Hauptbahnhof seiner Stadt. „Und hier ist es ja nicht viel besser.“ Er schüttelt den Kopf und sagt „Militärverweigerer“, als handle es sich dabei um das übelste Schimpfwort. „Ich war auch bei der Bundeswehr. Geschadet hat es mir nicht.“ Da zieht ihn jemand am Ärmel seines Fleecepullovers: „Arthur, komm. Die Gondel fährt gleich los.“

Zahnbürste und Cracker

Deutsche Touristen und afrikanische Flüchtlinge stechen heraus zwischen den Einheimischen. Bei allen Unterschieden finden sich auch Gemeinsamkeiten. Beide reisen mit leichtem Gepäck. „Zu viel Sachen sind nur Ballast“, sagen Ute und ihre Wanderfreundinnen. Daraufhin hat Inge einen neuen Rucksack erworben, der nur 900 Gramm wiegt. Und im Sonderangebot hat sie sich Sportklamotten aus Merinowolle gekauft: „Solche habe ich auch“, sagt Ute.

Samson kann den Inhalt seines schwarzen Rucksacks an einer Hand abzählen: eine Jacke, eine Packung Papiertaschentücher, eine Zahnbürste. Dazu eine Flasche Wasser und ein Päckchen Cracker. Aus seiner Heimat Eritrea hat er längst nichts mehr bei sich, alles ist verloren gegangen oder gestohlen worden auf der langen Tour durch die Wüste, über das Meer, bis in die Berge Südtirols.

Utes Wanderfreundinnen haben Babybel-Käse aus Deutschland in einer Plastiktüte mitgebracht, dazu Müsliriegel und Traubenzucker. Sie würden nicht viel brauchen, sagen sie. Frühstück und Abendessen, das werde ihnen auf den Hütten serviert. Das Wichtigste tragen sie ohnehin am Körper. „Gute Schuhe und Geld.“ Auch für Samson sind die Turnschuhe, die ihm die Caritas in Rom gab, und das Geld, das er am Leib trägt und dessen Summe er nicht verraten will, das Wichtigste. „Mit Geld kann man sich alles Nötige kaufen.“ Zum Beispiel die Regionaltickets im Bahnhofskiosk. Ein Reisender aus Mainz besorgt dort für sich und seine Frau, die vor der Tür mit den Fahrrädern wartet, zwei Flaschen Mineralwasser. Hinter ihm in der Reihe stehen Samson und seine Freunde. Sie kaufen ein Ticket, einfache Fahrt, Bozen – Brenner, 13,50 Euro. Für die, die nicht genügend Geld haben, wird zusammengelegt.

Wenn Touristen nicht auf einen Zug warten müssen, entfernen sie sich meist zügig vom Bahnhof. Sie wollen keine Zeit verlieren. Auch die Flüchtlinge wollen das nicht, aber sie sind bemüht, das Bahnhofsgelände nicht zu verlassen. „Bahnhöfe sind Nichtorte auf der Reise“, sagt ein Angestellter des Vereins Volontarius. Tatsächlich geben sie den Flüchtlingen das Gefühl, immer noch unterwegs zu sein, beschützt zu sein, Hilfe zu finden, auch wenn sie sich gerade nicht bewegen. „Verlassen sie den Bahnhof, ist die Reise unterbrochen, ehe sie am Ziel sind. Und das kann neue Traumata auslösen.“

14.50: In elf Minuten fährt der Zug Trenitalia 20724 zum Brenner ab. 15 Flüchtlinge haben sich vor dem Eingang der Hilfsorganisation aufgereiht. Mehr sollen nicht auf einmal fahren, so fallen sie nicht unnötig auf. Die Freiwilligen zählen durch – nur die Erwachsenen, Kinder lassen sie aus. Dann wird den Reisefertigen gezeigt, wo man die Tickets entwertet. Zwei Männer sind zu viel und müssen auf den nächsten Zug warten. Samson und seine Freunde sind nicht darunter, ruhigen Schrittes gehen sie vorbei an wartenden Touristen. Auf dem Bahnsteig machen sie noch einmal Selfies, sie lachen in die Kamera des Mobiltelefons, daneben schaut sich ein junges Paar Bilder von einer Bergtour an. „Gute Reise“, wünscht ein Helfer.

Kurz vor der Abfahrt hat Samsons seiner Schwester in Stockholm auf Facebook geschrieben, dass er nun weiterfahre, vorerst bis an die österreichische Grenze. Auf dem gleichen Perron telefoniert eine deutsche Touristin gut hörbar mit zu Hause. „Schatz, wir sind gut angekommen, das Wetter ist herrlich. Ich melde mich wieder.“

Barbara Bachmann schrieb zuletzt für den *Freitag* über die Hochzeit junger Syrer in einem libanesischen Flüchtlingscamp

ANZEIGE

FOTO: PAULIANA VALENTE PIMENTEL/KAMERAPHOTO/PICTURETANK/AGENTUR FOCUS

Auch bei der Absolution geht es für die Kirche um das Eigenste

Glaube, Liebe, Hoffnung

Synode Die katholische Kirche prüft ihre Positionen zur Homosexualität und Neuheirat nach Scheidung

■ **Jürgen Busche**

Das erste Mal, dass junge Katholiken mit ihrer Religion Schwierigkeiten bekamen, war dann, als das sechste Gebot für sie Bedeutung erhielt. Sexualität, wie, wann, „allein oder mit anderen“, wie üblicherweise die Frage des Priesters im Beichtstuhl lautete. Das alles beschäftigte Heranwachsende, die jählings keine Kinder mehr waren. Viele verwirrte es, manche quälte es, ausweichen konnte dem niemand. Was die Kirche dazu sagte, konnte kaum jemand als hilfreich empfinden. Wer sich angewöhnte, selber über die Dinge nachzudenken, die ihn betrafen, empfand die Worte der Geistlichen zu diesem Thema als peinlich. Das war so – und ist auch heute noch oft so.

Aber warum ist das so? Ist die katholische Kirche selbst schuld? Schuld vor allem daran, dass zumindest in der westlichen Welt die katholische Haltung zu Sexualität und Familie mittlerweile ungeduldiger in Frage gestellt wird als je zuvor?

Soziales und Theologisches

Papst Franziskus hat 270 Bischöfe der katholischen Kirche vom 4. bis zum 25. Oktober nach Rom einbestellt, um mit ihnen darüber zu reden, ob sich da etwas ändern muss. Er begegnet einer Kongregation, in der sehr unterschiedliche Auffassungen zum Thema vorgetragen werden dürften, manche davon vehement. Die Konservativen sind schon jetzt als böse Buben identifiziert – und das sowohl von kirchenkritischen als auch von kirchentreuen Beobachtern der Diskussion in den vergangenen Jahren. Aber die Konservativen sind nicht die Oberhirten aus den alten, mit Kunstwerken überfüllten Kathedralen. Es sind die Bischöfe aus Diözesen, in denen die Slums zahlreicher sind als die Stadtteile mit Polizeipräsenz. Der Heilige Vater wird das wissen, denn der Kontinent, von dem er kommt, Südamerika, kennt beides.

Die Kongregation kann die Doppelnatur des Problems kaum übersehen: In den Traditionen der Kirche gab es von Anfang an zweierlei Beweggründe, in die private Lebensführung der Gläubigen urteilend und richtend einzugreifen: soziale und theologische. Beides war der Kirche wichtig. Am Anfang sogar überlebenswichtig, denn die Gemeinde musste ihren Mitgliedern beides bieten können: soziale Sicherheit und Hoffnung auf die Zukunft – in diesem und im jenseitigen Leben. In den Anweisungen der Geistlichen wurde beides bis zur Unentwirrbarkeit ineinander verschlungen. Die Traditionen der Kirche wurden dem Rang nach untrennbar von den Worten der Verkündigung des Evangeliums.

Da kann mit dem Seziermesser der historischen Kritik einiges getrennt werden, aber vielleicht doch nicht alles. Bei der Frage der Behandlung von Homosexuellen in der Kirche sollte beachtet werden, dass die Ablehnung einer Praxis von Sexualverkehr, die nicht der Fortpflanzung dient, einer Zeit entstammt, in der das demografische Problem in zivilisierten Teilen der antiken Welt zum ersten Mal spürbar wurde. Kaiser Augustus, in dessen Regierungszeit die Geburt Jesu fällt, erließ Gesetze zur Nachwuchsförderung. Homosexualität war bei den Griechen nichts Anstößiges gewesen, und die Kultur jener Zeit war griechisch. Hier liegt also das staatspolitische Ziel der Neuorientierung offen zutage, das sich die Kirche in dem Maße, in dem sie in den Staat hineinwuchs, zu eigen machte. Das zeigt aber: Es ist kein Stoff für theologischen Grundsatzstreit. Der Geist des Christentums ist wesentlich hellenistisch, die Form der Kirche wesentlich römisch, und zwar römisch im Sinne der Kaiserzeit. Darin liegt die Vermengung der Traditionslinien – und darin liegt die Chance eines veränderten Umgangs mit Homosexualität von Seiten der Kirche heute.

Beim Thema Familie geht es um Ehescheidungen und die Behandlung wieder verheirateter Geschiedener. Hier ist das Problem ungleich komplexer. Die Ehe ist ein Sakrament, die Eheschließung vor dem Altar durch einen Priester ein zentraler Hoheitsakt der Kirche, nur vergleichbar der Taufe, der Verwandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi in der Heiligen Messe, der Absolution, also der Freisprechung des Beichtenden von seinen Sünden. Da spielt es kaum eine Rolle, ob die Einsetzung der Sakramente durch Jesus nachgewiesen werden kann. Hier geht es für die katholische Kirche um ihr Eigenstes.

Die Kirche veränderte sich, als sie in den Staat hineinwuchs

Lieber eine Spaltung

Um das zu bewahren, war ihr in der Geschichte kein Preis zu hoch. Als sich der englische König Heinrich VIII. von seiner Frau scheiden lassen wollte, um eine andere zu heiraten, sagte der Papst Nein. Wenn sich der König eine Mätresse nach der anderen zugelegt hätte, wäre man in Rom ebenso wenig interessiert daran gewesen wie an der Mätressenwirtschaft bei manchen Kardinälen. Aber Heinrich VIII. ging es ums Prinzip. Dem Papst auch. Das Ergebnis war die Loslösung Englands von der katholischen Kirche, generationenlange blutige Katholikenverfolgungen und die Eroberung einiger Teile der Welt durch die Anglikanische Kirche. Das hatte man sich in Rom gewiss nicht so gedacht. Hätte man es sich vorstellen können, wäre man möglicherweise klüger vorgegangen und hätte dem König Möglichkeiten eröffnet, seinerseits einzulenken. Aber am Verbot der Scheidung wäre nicht zu rütteln gewesen.

Heute sind es vor allem die afrikanischen Bischöfe, die daran festhalten wollen. In Europa, vor allem in Deutschland wird es weitgehend als etwas angesehen, das überwunden gehört. Die Schwierigkeit für Katholiken liegt nicht in der Trennung von den Ehepartnern, sondern in der Wiederverheiratung eines der Ehepartner, wenn die Ehe kirchlich geschlossen gewesen war. Aus tief katholischen Städten kann man immer noch Geschichten wie diese hören: Einer der Honoratioren, natürlich verheiratet, trennt sich von seiner Frau. Niemanden interessiert es. Er tut sich mit einer Geliebten zusammen, erscheint mit ihr im Tennisclub, auf den Schützenfest. Niemanden stört es. Dann heiratet er die Geliebte, standesamtlich. Anders geht es nicht. Und nun ist es aus mit dem Gesellschaftsleben. Das Paar wird im Tennisclub geschnitten, beim Schützenfest übersehen.

Das mag heute seltener vorkommen als vor einigen Jahren. Aber für die Kirche gilt nach wie vor: In ihren Einrichtungen darf der Mann nicht mehr wirken. Im Gottesdienst ist er vom Kommunionsempfang ausgeschlossen. Das kann er mit seiner Partnerin bei der heutigen Massenverteilung zwar umgehen. Aber wenn er nach wie vor ein gläubiger Katholik ist, wird er wissen, dass der Kommunionsempfang bedeutungslos für ihn ist. Und das wird ihn schmerzen. Kann die Kirche hier einlenken? Sollte sie es tun?

Die Kirche wollte immer auch die Kirche der Schwachen sein. Im zerfallenden Römischen Reich wie in den Slums der Gegenwart sorgte und sorgt sie dafür, dass Frauen und Kinder nicht einfach von den Männern verlassen werden können. Den Sozialstaat, der einspringt, haben sie nicht. Als Kirche der Schwachen ist sie nicht die Kirche als soziale Gestalt des Staates, sondern ursprünglich die Kirche Jesu und seiner Apostel. Daher die Kraft des Sakraments. Daher die Unüberwindlichkeit der Kirche, wenn es um ein Sakrament geht.

Aber die Kirche der Schwachen muss auch eine Kirche der Barmherzigkeit sein. Diese Bestimmung der Kirche verkörpert Papst Franziskus in spektakulärer Weise. Und Barmherzigkeit und Liebe im Sinne des Apostels Paulus könnten der Kongregation in Rom manche Frage beantworten. Nie war die Zeit dafür günstiger.

Frauensache Männersache

Was tun als Vater? „Men’s Health Dad“ hat da ein paar Tipps

Kind haben, Kerl bleiben – unter diesem Motto hat das Lifestyle- und Fitness-Leitmedium für Männer *Men’s Health* gerade einen Sprössling geboren: *Men’s Health Dad*. „Papi“ hätte das Heft nicht heißen dürfen, zu wenig sexy. Wer Vater wird, macht ja weiterhin die Nächte durch, heißt es männerschenkelklopfend im Editorial des neuen Magazin, nur dass „der Grund damals ein anderer war (die Babes!) als heutzutage (das Baby!)“.

Men’s Health beschäftigt sich seit jeher mit dem Tuning des Bodys und der Steigerung der eigenen Attraktivität für das andere Geschlecht. Diese Attraktivität sinkt allerdings schnell, wenn Frauen die Familientauglichkeit unter die Lupe nehmen. Allzu viele Männer sehen die Vereinbarkeit von Kindern und Beruf noch immer primär als Frauensache, müssen auf dem heterosexuellen Partnermarkt deshalb inzwischen aber Minuspunkte fürchten. Da hilft es dann wenig, wenn Mann als Ausgleich einen Waschbrettbauch präsentiert.

Aber natürlich lässt sich auch an der Familientauglichkeit arbeiten, und *Men’s Health Dad* will mit konkreten Tipps helfen. Eine „Bedienungsanleitung für Babys & Co.“ mit den 26 wichtigsten Handgriffen für Väter und der „kleine Knigge für Kerle im Kreißsaal“ sollen wohl Leser ansprechen, die solche Manuals aus *Auto, Motor und Sport* kennen. In den „Handgriffen für Väter“ können Papas lernen, wie sie der Tochter in drei Schritten einen Zopf flechten, aber ausdrücklich auch ihren Söhnen, wenn deren Haar lang genug ist.

Was Dad tut, wenn Sohnemann auf Knarren steht, ist auch ein Thema des ersten Hefts. Doch Jungs müssen nicht partout zu Kerlen werden – das ist die frohe Botschaft an die Leser. Eine Mutter bläst zwar den Vätern den Marsch, weil sie die Kinder immer falsch anziehen, aber nur mit der ironischen Selbsterkenntnis, dass ein Korrektiv zur *overprotective mother* auch nicht schadet.

Zeit ist im Bezug auf Kinder das Hauptproblem. Die Elternzeit zum Beispiel, die man dem Boss nahebringen muss. Natürlich darf da Familienministerin Manuela Schwesig nicht fehlen, die ihr Arbeitszeitmodell vorstellt, nach dem erwerbstätige Eltern mit 30 bis 32 Wochenstunden einen staatlichen Zuschuss erhalten sollen. Und natürlich gehört in ein Männermagazin auch Sex. Hier in der Variante: „Großartiger Sex trotz kleiner Kinder“. *Men’s Health Dad* ist sehr bemüht, Lesern die Angst zu nehmen, ihr bisheriges (Männer-) Leben ende mit der Geburt des Kindes. Man kann auch als Vater Männerspaß haben, sagt das Heft – und für alles andere gibt’s Checklisten. *Gerhard Hafner*

ANZEIGE

Konvivialismus. Eine Debatte

Frank Adloff, Volker M. Heins (Hg.)
September 2015, 264 Seiten, kart., 19,99 Euro,
ISBN 978-3-8376-3184-5,
E-Book: 17,99, ISBN 978-3-8394-3184-9

Das »Konvivialistische Manifest« (2014) hat eine globale Debatte angestoßen. Jetzt wird die Diskussion um Möglichkeiten und Grenzen des Manifests eröffnet. Was hieße es, eine konviviale Gesellschaft anzuvisieren – in Politik, Kultur und Wirtschaft?
Mit Beiträgen u.a. von Micha Brumlik, Naika Foroutan, Silke Helfrich, Claus Leggewie, Stephan Lessenich und Franz Walter.

Les Convivialistes
Das konvivialistische Manifest
Für eine neue Kunst des Zusammenlebens
2014, 80 Seiten, kart., 7,99 Euro,
ISBN 978-3-8376-2898

www.transcript-verlag.de

Die Woche vom 8. bis 14. Oktober 2015

Berlin

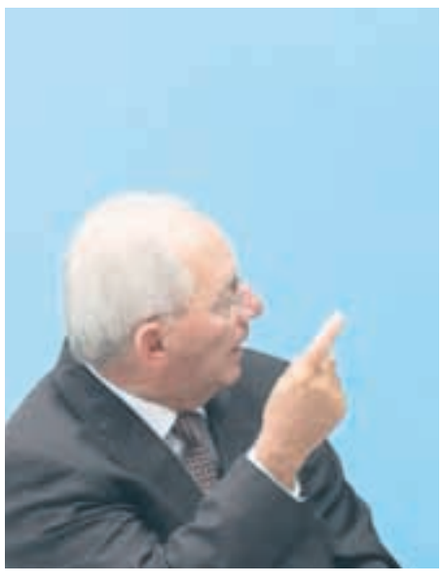
Gabriel trifft Frau

Er hat es wieder getan. Sigmar Gabriel hat nach Marietta Slomka eine zweite ZDF-Interviewerin unterbrochen und belehrt. „Sie haben das völlig falsch verstanden“, „diese Frage kann Ihnen kein Mensch der Welt beantworten“ – mit solchen Sätzen traktierte der SPD-Vorsitzende in *Berlin direkt* Bettina Schausten. Sie hatte es gewagt, zu fragen, ob auch die SPD die Kanzlerin in der Flüchtlingsfrage nun allein stehen lasse. Gabriel begründete sein Verhalten weiträumig, am Ende aber fragte sich frau beim Zuschauen: Könnte es sein, dass sich der wichtigste SPD-Chef seit August Bebel nicht gern von Frauen kritisch interviewen lässt? Dann reicht womöglich auch ein Medientraining nicht. *CIF*

Hannover/Stanford

Doktorhut wackelt weiter

Ursula von der Leyen ist in diesen Tagen nicht zu beneiden. Die US-Elite-Uni Stanford hat ihr nun doch erlaubt, zwei Aufenthalte im Lebenslauf zu erwähnen. Das war der Verteidigungsministerin zuvor als Aufschneiderei angekreidet worden. Stanford hilft „VdL“ aber kaum. Ihre Doktorarbeit kommt inzwischen zu der zweifelhaften Ehre, von einer Doktormutter als Paradebeispiel dafür gehandelt zu werden, wie man es *nicht* machen soll. Von der Leyen habe schlampig gearbeitet, aus Lehrbüchern statt aus Forschungsarbeiten zitiert und: „Es ist nicht ersichtlich, was die Doktorandin selbst gemacht hat.“ Merkmal einer Dissertation ist, einen neuen Beitrag für die Forschung zu leisten. *CIF*



Spanien

Schäuble verliert

Vor den Wahlen Ende 2015 wollte Spaniens konservative Regierung noch ihren Etatentwurf von der EU-Kommission absegnen lassen. Die Unterstützung Wolfgang Schäubles – neulich beim deutsch-spanischen Unternehmertag in Berlin voll des Lobs für seine iberischen Austeritätsalliierten – war ihr dabei gewiss: Es gilt, einen Erfolg von Podemos zu verhindern. Doch EU-Finanzkommissar Pierre Moscovici hat sich gegen Schäuble durchgesetzt: Spaniens Regierung muss den Entwurf nachbessern und sich um mehr Defizitabbau bemühen. Moscovici, Sozialist und eigentlich Kritiker der Sparpolitik, beweist damit einen feinen Sinn für Dialektik im Ringen um Europas Zukunft. *sepu*

USA

Die Falschen trainiert

Das Pentagon hat viel Geld verbrannt, von 500 Millionen Dollar ist die Rede. Damit sollten bis zu 5.000 syrische Rebellen für den Kampf gegen den Islamischen Staat (IS) trainiert werden. Doch lag die Zahl der tatsächlich ausgebildeten Kombattanten sehr viel niedriger. Laut Verteidigungsminister Carter habe sich die Kampfkraft der Rebellen nicht verbessert und daher nun eine andere Mission Vorrang. Sie gilt kurdischen Milizionären in Nordsyrien, die ihre autonomen Gebiete gegen den IS verteidigen müssen. Für die Obama-Regierung besonders unangenehm ist der Umstand, dass bisher geschulte Kader häufig zum IS überliefen und dabei die von den USA übergebenen Waffen mitnahmen. *LH*

FOTOS: AFP/GETTY IMAGES (3); IMAGO

Brasilien

Schwarze Kassen

Erstmals in der Geschichte Brasiliens ermittelt das oberste Wahlgericht gegen ein amtierendes Staatsoberhaupt. Dilma Rousseff steht unter Verdacht, ihre Wahlkampagne vor einem Jahr teilweise durch Schwarzgeld finanziert zu haben. Das Gericht folgt einem Antrag der oppositionellen Sozialdemokraten. Die werfen der Präsidentin vor, dass in ihr Wahlbudget als Spenden deklarierte Bestechungsgelder des Ölkonzerns Petrobras geflossen seien. Rousseffs Partei, die Partido dos Trabalhadores (PT), nennt die Anklage absurd. Sollten die Kläger Erfolg haben, müsste die Präsidentenwahl vom 26. Oktober 2014 annulliert werden. Dass es dazu kommt, wird bezweifelt. Das Verfahren kann Jahre dauern. *LH*

1940 Hynkels Ballett

Zeitgeschichte Charlie Chaplins „Der große Diktator“ wird in New York uraufgeführt. Der Regisseur und Hauptdarsteller hat den Film selbst finanziert. US-Studios fürchteten um den deutschen Markt

Andreas Busche

In seiner Autobiografie schrieb Charlie Chaplin 1964 reumütig, dass er den Film *Der große Diktator* nie gedreht hätte, wären ihm die Ausmaße der Verbrechen in den deutschen Konzentrationslagern bewusst gewesen. Für den Humanisten war es ein Schock, zu realisieren, dass er mit seinem Film einen gefährlichen Irren zu einer harmlosen Witzfigur degradiert hatte. Tatsächlich klang Chaplins Meinung über Hitler vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs um einiges dezidierter als die einiger europäischer Nachbarn, die Hitler lange als ebenbürtigen Verhandlungspartner angesehen hatten. Chaplin beobachtete den Anschluss Österreichs im März 1938 und Hitlers Pakt mit Stalin im August 1939 mit düsteren Vorahnungen, während der britische Premier Neville Chamberlain noch hoffte, Hitler durch Zugeständnisse von einem Krieg abzubringen. Zu diesem Zeitpunkt befand sich Chaplin bereits mitten in den Dreharbeiten zu seinem Werk *Der große Diktator*.

Auch Hollywood reagierte anfänglich nervös auf Chaplins Idee einer Hitler-Satire. Zu wichtig war der europäische Markt für die amerikanischen Studios, als dass man ein Risiko eingehen wollte. Diese pragmatische Haltung war umso erstaunlicher, weil viele der einflussreichen Studiomagnaten der US-Filmindustrie jüdischer Herkunft waren: Adolph Zukor (Paramount), Carl Laemmle (Universal), Louis B. Mayer (Metro-Goldwyn-Mayer), Jack Warner (Warner Brothers) und Harry Cohn (Columbia Pictures). Zwar betrachtete man Hitlers Ambitionen mit Sorge, die Geschäfte wollte sich deswegen trotzdem niemand verderben lassen.

So war Chaplin gezwungen, die Produktion des Films über sein Studio United Artists aus eigener Tasche zu finanzieren. Er hatte keine andere Wahl, selbst enge Geschäftspartner fürchteten um die Absatzmärkte in Großbritannien und Deutschland. Also errichtete er auf einem Gelände in New York die Filmkulisse eines jüdischen Ghettos, während die Pläne des NS-Staats, die jüdische Bevölkerung in geschlossenen Vierteln zusammenzupferchen und zu quälen, bereits konkrete Formen annahmen.

559 Tage, davon 170 Drehtage, dauerte die Produktion. Chaplin war berüchtigt für sein schleppendes Arbeitstempo, so dass sich die Lage gravierend verändert hatte, als sein Werk am 15. Oktober 1940 in zwei New Yorker Kinos – dem Astor und dem Capitol – uraufgeführt wurde. Vier Monate zuvor war Frankreich überrannt worden und hatte vor der deutschen Wehrmacht kapituliert. Selbst flammende Pazifisten waren inzwischen überzeugt, dass von Hitler eine existenzielle Gefahr für die Menschheit ausging. Auch Chaplin hatte nach Drehschluss den Ernst der Lage erkannt. Er stoppte die Endfertigung und drehte seine berühmte Schlussrede nach – ein Aufruf an die Welt, sich dem Faschismus mit vereinten Kräften entgegenzustellen. Alle Befürchtungen, dass *Der große Diktator* als Propaganda verstanden werden könnte, waren zu diesem Zeitpunkt ohnehin hinfällig. In der Dokumentation *The Tramp and the Dictator* von Kevin Brownlow und Michael Kloft erzählt ein ehemaliger Chaplin-Assistent, dass Franklin D. Roosevelt Chaplin persönlich darum gebeten habe, den Film fertigzustellen. Chaplin vermerkte in seiner Autobiografie: „Ich erhielt ein Telegramm aus unserem New Yorker Büro, in dem stand: ‚Stell Deinen Film schnell fertig, alle warten auf Dich!‘“

Der große Diktator wurde Chaplins erfolgreichster Streifen und gab den Auftakt für eine Reihe von Nazi-Parodien aus Hollywood. Das Slapstick-Trio The Three Stooges drehte kurz hintereinander *You Nazty Spy!* und *I’ll Never Heil Again*. Donald Duck persiflierte in *Der Fuehrer’s Face* die Propaganda des Hitler-Regimes, und Ernst Lubitsch drehte *Sein oder Nichtsein*. *Der große Diktator* war freilich mehr als ein Stück Gegenpropaganda, Chaplin hatte noch eine persönliche Rechnung mit Hitler offen. Nicht nur dass der sein bekanntes Markenzeichen, den kastigen Schnauzer, diskreditierte. Die Nazis hatten Chaplin schon früher für ihre antisemitische Propaganda missbraucht. Zur Premiere von *Lichter der Großstadt* war er 1931 von der rechten Presse wenig gastfreundlich empfangen worden. Man nannte Chaplin fälschlicherweise einen „amerikanischen Filmjuden“ und „antideutschen Kriegstreiber“. Später benutzten die Nationalsozialisten Aufnahmen seines Berlin-Besuchs in dem Hetzfilm *Der ewige Jude*. Chaplins Klassiker *Goldrausch* hatte Goebbels 1935 verbieten lassen.

FOTO: HOLLYWOOD PHOTO ARCHIVE/IMAGO

Diktator Hynkel beim Spiel mit der Welt

Im Hetzfilm „Der ewige Jude“ haben die Nazis Aufnahmen von Chaplins Berlin-Besuch im Jahr 1931 benutzt

Der „amerikanische Jude Chaplin“ verkörperte für die NS-Propaganda das antisemitische Feindbild schlechthin – eine Stigmatisierung, die perfekt in Chaplins Rollentypus des Underdogs passte. Das brachte ihn auf die Idee, Hitler nicht nur zu persiflieren, sondern den GröFaZ auch mit seinem berühmten Alter Ego, dem Tramp, zu konfrontieren. Chaplins jüdischer Friseur steht in *Der große Diktator* stellvertretend für die jüdische Bevölkerung. Erst schikanieren die Nazi-Schergen den kleinen Haarschneider, dann zieht ihnen Paulette Goddard mit der Bratpfanne eins über, am Ende kapert er – irrtümlich für den großen Tyrannen Hynkel gehalten – das Rednerpult, um sein Plädoyer für die Menschlichkeit zu halten.

Chaplins Schlussrede bedient sich im Film des Brecht’schen Verfremdungseffekts. Der Komiker tritt aus seinen Figuren – dem Diktator und dem Friseur – heraus und schafft ein selbstreflexives Moment. Die Parodie wird zu einem performativen Akt. Darin tritt auch eine Idiosynkrasie zutage, die in *Der große Diktator* mitschwingt. Hitler kam als Redner an die Macht, in stummen Aufnahmen aus den 30er Jahren sah er dagegen tatsächlich wie eine Witzfigur aus. Chaplin hingegen war ein Stummfilmstar, der noch in der Ton-Ära mit *Moderne Zeiten* an der Ästhetik des Stummfilms festhielt und in *Der große Diktator* plötzlich als Rhetoriker auftrat. Von diesem Paradox lebte das Spiel Chaplins, der für seine Rolle als Hynkel Originalaufnahmen von Hitler studiert hatte. Unter anderem sah er *Wochenschauen* und Leni Riefenstahls *Triumph des Willens*, um Hitlers Gestik und Mimik imitieren zu können.

Die Manierismen des Komikers legten aber auch die psychologische Grundierung der Inszenierung frei, die am besten in der anderen berühmten Szene des Films – Hynkels Ballett mit der Weltkugel – zum Ausdruck kam. Auf einen absurden Dialog zwischen Hynkel und seinem Propagandaminister Garbitsch über Juden und Braunhaarige folgt eine Lobpreisung Hynkels als quasi-göttlicher Führer, die diesen in einem Anflug von Selbstzweifel buchstäblich an die Decke gehen lässt. Die Szene gipfelt im Tanz mit der Weltkugel, an dessen Ende, nachdem der Globus unter seiner Hand zerplatzt ist, Hynkel wie ein kleines Kind zu flennen beginnt. In solchen Momenten erinnert *Der große Diktator* noch einmal daran, dass Hitler-Darstellungen im Kino durchaus auch andere Register als die historische Mimikry beziehungsweise die minderbemittelte Führer-Karikatur ziehen können. Dies gilt umso mehr, als das deutsche Kino gerade ein „entspanntes“ Verhältnis zu den Themen Drittes Reich und Nationalsozialismus entwickelt. *Der große Diktator* hat, obwohl er immer schon etwas aus der Zeit gefallen war, in vielerlei Hinsicht nichts an Aktualität eingebüßt.

Hitlers Globus, den Chaplin in Fotos aus der Reichskanzlei entdeckt und der ihn zu dem absurden Ballett inspiriert hatte, überstand die Luftangriffe der Alliierten. Er steht heute unversehrt im Deutschen Historischen Museum, während *Der große Diktator* 1997 in die National Film Registry der Library of Congress aufgenommen wurde. Ein vergiftetes Lob erhielt Chaplins Werk später von Hitlers Architekt Albert Speer, der vom „besten Dokumentarfilm über das Dritte Reich“ sprach. Man muss es wohl eine zynische Laune der Geschichte nennen, dass Chaplin, der seinen Film 1940 noch qua Präsidentendekret vollendet hatte, 1952 als verdächtiger Kommunist aus den USA ausgewiesen wurde. Sein erster Film in Europa, *Ein König in New York*, war eine Satire auf die USA.

Kultur

Fratze Die neuen Bilder des Malers Daniel Richter **S.14**
Matratze Wie Marko Martin an seine Geschichten kommt **S.16**
Halbglatze Johnny Depp entblößt sich für „Black Mass“ **S.19**

„The Great British Bake Off“ ist der Quotenhit der BBC. Charlotte Higgins erklärt das Rezept S.15

der Freitag | Nr. 42 | 15. Oktober 2015

FOTOS: PETER VAN AGTMAEL/MAGNUM PHOTOS/AGENTUR FOCUS. ISTOCKPHOTO (OBEN)

Ein verdammt guter Autobiograf: Karl Ove Knausgård

Salzstangen, zur Not

Literatur Knausgård, die Nobelpreisträgerin und eine kleine Umfrage belegen: Die Fiktion steckt in der Krise

■ **Michael Angele**

Wer mich fragt, welchen guten Roman ich zuletzt gelesen habe, darf nicht mit einer raschen und klaren Antwort rechnen. Ich werde rot, Namen rauschen durch den Kopf, es sind die Namen von Toten und Werken aus unvordenklichen Zeiten, schließlich japse ich seit vielleicht zwei Jahren meistens: „Knausgård.“ Uff, gerade noch die Kurve gekriegt. Vor ein paar Wochen lautete mein Tipp: Lies doch das Buch von Peter Pomerantsev über das Russland der Nullerjahre. Es ist kein Roman, sondern eine Reportagensammlung. Aber kein Roman könnte das Fieber, die Gier und die Angst der russischen Gesellschaft besser illustrieren als dieser Bericht. Ein paar Wochen vorher hätte ich vielleicht die Autobiografie von John Lydon empfohlen oder eine Biografie über Josef Stalin, denn ich lese nach Feierabend gerade sehr viele Autobiografien und Biografien, es geht mir hier nicht anders als einem 50-jährigen Abteilungsleiter eines mittelgroßen Unternehmens.

Die zwölf Apostel

Aber anders als dieser Unternehmer lese ich nicht ohne schlechtes Gewissen, denn uns wurde gelehrt, dass die Biografie eine besonders anspruchslose literarische Gattung sei. Die „Emigrationsliteratur des deutschen Bürgertums“ nannte sie der marxistische Literaturkritiker Leo Löwenthal einmal, das ist lange her, das Bürgertum ist heute auch ohne Literatur weitgehend emigriert, und es gibt längst nicht mehr nur die Biografien der „großen Männer“ wie zu Löwenthals Zeit. Und doch haftet dem Konsum von Biografien immer noch etwas Illegitimes an.

Ein Gefühl, das noch verstärkt wird, wenn zwischen zwei Biografien ein Krimi fällt, das fühlt sich dann ungefähr so an, wie wenn man zwischen zwei Tafeln Ritter Sport eine Packung Chipsletten schiebt. Und noch einmal schlechter wird das Gewissen, wenn ein Buchpreis ansteht und Longlist und Shortlist des Preises bekannt sind und diskutiert werden müssen. Dann muss man zu den Salzstangen übergehen. Meine Salzstange des diesjährigen Buchpreises sollte Monique Schwitter werden. Ich hatte einige positive Rezensionen von *Eins im Andern* überflogen. Ein Buch über zwölf verflossene Liebhaber, las ich nun und wurde verstimmt. Warum gerade zwölf? Man ahnt es. „Zwölf Männer werden es sein, wie die Apostel, sie gibt ihnen zumeist die Namen von Jüngern Jesu.“ Ich fand diesen „literarischen“ Einfall so albern, dass ich von meinem Vorhaben abkam. Aber die Sache beschäftigte mich.

„Ist meine Unlust an diesen Romanen eigentlich nur mein Problem?“, fragte ich auf Facebook. Es stellte sich rasch heraus, dass es nicht nur mein Problem zu sein scheint. Viele meiner Freunde haben dem Roman den Rücken gekehrt, manche nur dem deutschen Gegenwartsroman, andere dem Gegenwartsroman überhaupt. Nun war es schon zu meiner Studienzeit so, dass es Snobs gab, die außer Arno Schmidt nichts aus dem 20. Jahrhundert lasen. Aber die meine ich nicht.

Ich meine auch nicht die Menschen, die das Lesen von Büchern praktisch eingestellt haben, seit sie ein Abo von Netflix haben („ist ja monatlich kündbar“). Ich meine Menschen, die immer noch viele Bücher lesen und solche Kommentare unter meinen Eintrag geschrieben haben: „Ich lese auch am liebsten Biografien. Ich denke auch, dass das ein übergreifendes Phänomen ist. Wozu Fiktion, wenn doch die Wirklichkeit viel spannender ist.“ Wozu Fiktion, wenn doch die Wirklichkeit viel spannender ist – das scheint mir ein Schlüsselsatz für unsere heutige Befindlichkeit zu sein. Der Eintrag stammte übrigens von einer Frau, wie auch andere Bekenntnisse zur Biografie. Das mag das nur sanft ironische Diktum eines Kollegen von der *Welt* relativieren, wonach es ein „durch Statistiken erwiesenes biologisches Faktum“ sei, in „das man nicht allzu viel hineininterpretieren sollte: Männer hören mit ungefähr 50 Jahren auf, Belletristik zu lesen und sich für neue Popmusik zu interessieren“.

Ein anderer zitierte den Musiker David Callahan, der, auf seine große Nonfiction- und seine kleine belletristische Bibliothek angesprochen, zwingend antwortete: „Life is too short to read other people’s fantasies.“ Das Leben ist zu kurz, um anderer Leute Fantasien zu lesen. Mal abgesehen davon, dass es eine breites Interesse an Fantasyliteratur gibt: Traut man der fiktionalen Literatur nicht mehr die „welterschließende Kraft“ zu, die der eigentlich recht prosaische Philosoph Jürgen Habermas ihr einmal zugestanden hatte? Ganz zu schweigen von ihrer weltverbessernden Kraft? Die Fiktion hat aktuell ein Problem, so scheint es. Und doch ist die Lage komplizierter.

Das Leben ist zu kurz, um die Fantasien anderer Leute zu lesen

Eine gute Autobiografie

Einige argumentierten völlig zu Recht, dass die „besten“ Romane schon immer auch verdichtetes Leben waren, oder es wurde auf literarische Biografien wie *Laufen* hingewiesen, ein offenbar sehr gewitztes Buch über Emil Zátopek von Jean Echenoz. Hinzu kommt der durchschlagende Erfolg des „erzählenden Sachbuchs“, das Elemente der Biografie, der Reportage und der Abhandlung vereinigt, kurzum: Die „schöne Literatur“ hat sich einfach auch diversifiziert, der Roman ist eines unter verschiedenen Angeboten.

Damit könnte man es vielleicht bewenden lassen, wenn nicht zwei aktuelle Phänomene zu denken gäben. „Die Lösung: Knausgård“, schaltete sich der Schriftsteller Joachim Lottmann in die kleine Debatte ein ...Natürlich! Bekanntlich erzählt Karl Ove Knausgård in den sechs Bänden von *Min kamp* sein Leben. Der nun ins Deutsche übersetzte, enorm erfolgreiche fünfte Band *Träumen* erzählt konkret, wie Knausgård in der norwegischen Stadt Bergen versucht, ein Schriftsteller zu werden, erzählt von seinem Bruder, von seinen Freundinnen, von seinen Pflegerjobs, von der Band, in der er Schlagzeug spielte, und von unzähligen Details aus dem Leben des Mannes, der Karl Ove Knausgård heißt. Und doch nennt der deutsche Verlag *Träumen* einen „Roman“, und nicht eine „Autobiografie“.

Eine rein äußerliche Entscheidung, meiner Meinung nach: Wenn eine Autobiografie auf dem Markt erfolgreich sein soll, hat sie von einem Mann oder einer Frau geschrieben zu werden, die durch eine Leistung bekannt wurde, die nicht im Schreiben der Autobiografie selbst liegen kann, ja häufig noch nicht einmal im Schreiben überhaupt (die erfolgreichste Autobiografie auf dem deutschen Markt in diesem Jahr stammt von dem TV-Moderator und Werbetreibenden Thomas Gottschalk). Knausgård wäre, bei Lichte besehen, der erste Schriftsteller, der durch eine Autobiografie und sonst nichts bekannt wurde.

Das heißt also, er wäre gar nicht bekannt geworden (ähnlich, aber etwas komplexer liegt der Fall bei Proust). Sieht man also von diesem Trick ab, so muss man einfach sagen, dass Knausgård eine verdammt gute Autobiografie geschrieben hat, in der sogar noch das Nachdenken über das Verhältnis von Fiktion und Nichtfiktion erinnert wird (habe die Stelle gerade nicht im Kopf). Das Argument, dass Knausgård, obwohl er so viele Details erinnert, vieles auch nicht erinnert – angeblich kommen etliche Liebschaften gar nicht erst vor –, ist dabei keins, keine Autobiografie erzählt das ganze Leben. Um David Callahan also ein wenig zu variieren: Das Leben mag zu kurz sein, um anderer Leute Fantasien zu lesen. Aber es ist natürlich nicht zu kurz, um anderer Leute Leben zu lesen, wenn sie einem so eindringlich wie Knausgård das Gefühl geben, es betreffe das eigene!

Und natürlich ist das Leben auch nicht zu kurz, um das zu lesen, was David Callahan wohl auch in seiner Nonfiction-Bibliothek stehen hat: Reportagen. Reportagen, wie sie etwa Swetlana Alexijewitsch seit Jahren schreibt. Gibt es ein stärkeres Argument für die aktuelle Krise der Fiktion als die Trägerin des Literaturnobelpreises 2015? *Secondhand-Zeit,* ihr letztes Buch (siehe *Freitag* 39/2013), für das sie schon den deutschen Friedenspreis bekam, ist, wenn man es genau haben will: ein Interviewband. Sie hat mit zahlreichen russischen Bürgern und Bürgerinnen über ihre Gefühle nach dem Zusammenbruch des Sowjetreichs gesprochen und diese Gespräche protokolliert. Um keinen Zweifel aufkommen zu lassen: Es ist ein packendes Buch, aber es ist nicht Fiktion. So sieht das auch Iris Radisch von der *Zeit*, die daraus einen Vorwurf ableitet: „Literatur muss etwas Schöpferisches haben. Sie muss ‚fiction‘, eine eigene Erfindung sein, sie muss eine besondere Sprachqualität haben, und sie muss – das ist ganz wichtig – eine eigene imaginative und weltverwandelnde Kraft haben. Das ist bei Swetlana Alexijewitsch nicht der Fall. Das ist keine Literatur.“ So kann man das sehen. Aber mir fehlt gerade etwas der Glauben an die weltverwandelnde Kraft der Fiktion, um mich wie Frau Radisch über diesen Sachverhalt aufzuregen.

Kulturkommentar
Nils Markwardt

Über das Quengeln der Martensteins und linke Reflexe

Es gibt Wahrheiten, die müssen ausgesprochen werden, gerade die unangenehmen, klar. Die muss man den Gutmenschen vor den Latz knallen. Dann drehen die natürlich wieder durch, aber es nützt ja nix. Denn die Wahrheit, die muss, wie gesagt, raus. Der Harald, der sieht das womöglich auch so. In seiner Kolumne holte Martenstein zum Thema der Flüchtlingskrise kürzlich aus, dass man „Millionen von Leben retten“ würde, „indem man gewisse Länder wieder zu Kolonien macht, zum Beispiel Nigeria, Syrien oder Somalia“, weil der Kolonialismus zwar schon irgendwie schlimm gewesen sei, alles Darauffolgende aber vermeintlich noch schlimmer. Da war die Empörung ruck, zuck da. Das Gute ist: So eine Wahrheit, die erst mal draußen ist, freut auch die Redaktion. Klicks als Kollateralnutzen. Das *Zeit-Magazin* bastelte für das Zitat ein griffiges Social-Media-Bildchen, dann wurde auf Twitter und Facebook linksseitig geklickt, geteilt und protestiert. Allein, man hätte sich die Empörung vielleicht einfach sparen sollen.

Aber, so ließe sich nun einwenden, man muss doch solchem kolumnistisch kostümierten Neokolonialismus laut widersprechen. *Naming* und *shaming* eben. Generell wäre darauf zu antworten: ja, selbstverständlich. Überall, wo Ressentiments, Rassismus, Antisemitismus, Homophobie und Antifeminismus in Stellung gebracht werden, muss laute Widerrede erfolgen. Doch in bestimmten Fällen, sei es bei Martenstein oder jedem anderen der üblichen Verdächtigen, der, wie es Barbara Kirchner einst im People-Magazin *konkret* formulierte, „dieses Quengeln in Essays gießt, die die halbe Brillennation liest“, also Fleischhauer, Matussek, Kelle und Co., ist kritisches Beschweigen eventuell auch mal eine Option. Denn ganz abgesehen davon, dass verschlagwortetes Aufschreien ja oft auch über routinierte Selbstvergewisserung nicht hinauskommt, gehört die Empörung schon längst zum inkorporierten Bestandteil eines aufmerksamkeitsökonomischen Geschäftsmodells.

Das funktioniert ungefähr so: Man schüttet oben ein paar Ressentiments in die Diskursmaschine, wartet, dass diese kräftig heiß läuft und rechtfertigt sich am Ende damit, dass das, was unten rauskommt, ja dann doch eine unbedingt notwendige „Debatte“ provoziert hätte. Und, schwuppdiwupp, kann man aus letzterer dann noch mindestens zwei, drei weitere Artikel destillieren, die einen Kommentar zu den Kommentaren des ursprünglichen Kommentars abgeben. Exakt dieses Prinzip konnte man im Frühjahr auch bei der von der *Welt* angezettelten Feminismusdebatte beobachten. Die intellektuelle Frechheit derselbigen bestand nämlich nicht nur in der These, dass der Feminismus „eklig“ sei, sondern mindestens ebenso in ihrer impertinent kalkulierten Machart.

Anstatt also nur reaktiv irgendwelchen Buzzwords hinterherzuhecheln, sollte die Linke auch mal wieder selbst mit Vorhand spielen. Und dabei muss man vielleicht nicht einmal große Visionen einfordern. Es würde schon reichen, wenn man nicht über jedes reaktionäre Stöckchen springt, das einem hingehalten wird. Statt sich also wöchentlich an Martenstein und Kollegen abzuarbeiten, könnte die Linke etwa einen Kontrast zu ihrem strukturellen Miserabilismus schaffen, also neben den neoliberalen Verfallsgeschichten auch mal eine positive Zukunftserzählung ins politische Portfolio aufnehmen. Dass dieser Text dadurch natürlich zum performativen Widerspruch wird, macht die Sache wiederum nur noch dringlicher.

Medientagebuch

Das Erbe von Knopp: Im ZDF wird jetzt Geschichte gemacht

An Guido Knopps *ZDF-History* war das größte Mysterium immer Guido Knopp selbst. Die einen liebten den charmanten Populärwissenschafter, den anderen kam bei seinen emotionalisierten Adolf-Hitler-Dokumentationen mit nachgestellten Weltkriegsszenen der Kaffee hoch. Wie geht man so ein Erbe an? Das ZDF tut es mit Humor und schreibt die Geschichte nun einfach um. Die Meuterei auf der Bounty? Ein Aufstand unzufriedener Tausendsassas. Kennedy? Ein potenzgetriebener Schmierlappen, der mal eben den Dritten Weltkrieg anzettelt. Mozart spielt am liebsten Udo Jürgens, und Joseph Goebbels ist ein mieser Witzeerzähler. Klingt abgedreht? Ist es auch. Und verdammt lustig. *Sketch History – Neues von gestern* startete vergangene Woche im Kielwasser der *Heute-show*. Die zehnteilige Reihe hat das Potenzial, die Guido-Knopp-Lager zu einen – und gibt dem Vorbild einen ordentlichen Schlag mit.

Dafür lässt der Sender wenig anbrennen. Headautor Chris Geletneky schrieb schon für *Freitag Nacht*, *Pastewka* und *Ladykracher*. Die Sets sind abnormal aufwendig, und die Darsteller um Matthias Matschke und Valerie Niehaus (die durch das *Gustloff*-ZDF-Histotainment Erfahrung mitbringt) imitieren ihre Vorbilder verblüffend echt. Allen voran Max Giermann, der sich in *Switch Reloaded* und *extra3* schon durch die halbe deutsche Fernsehprominenz imitiert hat. Hier brilliert er als Gaius Julius Kinski. Der würde am liebsten den ganzen Tag mit Wein und Huren verbringen, wäre da nicht die „römische Scheißvisage“ Brutus (Alexander Schubert). „Ich hau dir deinen beschissenen Lorbeerkranz in deine blöde Fresse, du dumme Römersau, du!“, blafft Cäsar Brutus an, und wedelt mit dem Finger vor seiner Nase, als wäre er gerade am Set von *Fitzcarraldo*.

Dass der eine oder andere Sketch gegen Ende auf der Stelle tritt – geschenkt. Denn der eigentliche Witz geht über die bloße Handlung hinaus. *Sketch History* parodiert den gesamten History-Duktus. Es persifliert das Format und spart dabei nicht mit Kritik: Off-Sprecher Bastian Pastewka ist subjektiv und tendenziös, er interessiert sich mehr für sich als für die Geschichte. „Noch heute faszinieren uns Artus' Heldensagen — mich jetzt nicht unbedingt, aber vielleicht ja Sie“, erklärt er und entblößt damit das vereinnahmende, alles bevormundende „uns“, mit dem das Histotainment so gern um sich wirft. Und wenn Hitler im Interview als „Entrepeneur und Massenmörder“ verharmlost wird, dann ist das vielleicht nur die logische Weiterführung von melodramatischen Zeitzeugeninterviews zur deutschen Leidensgeschichte.

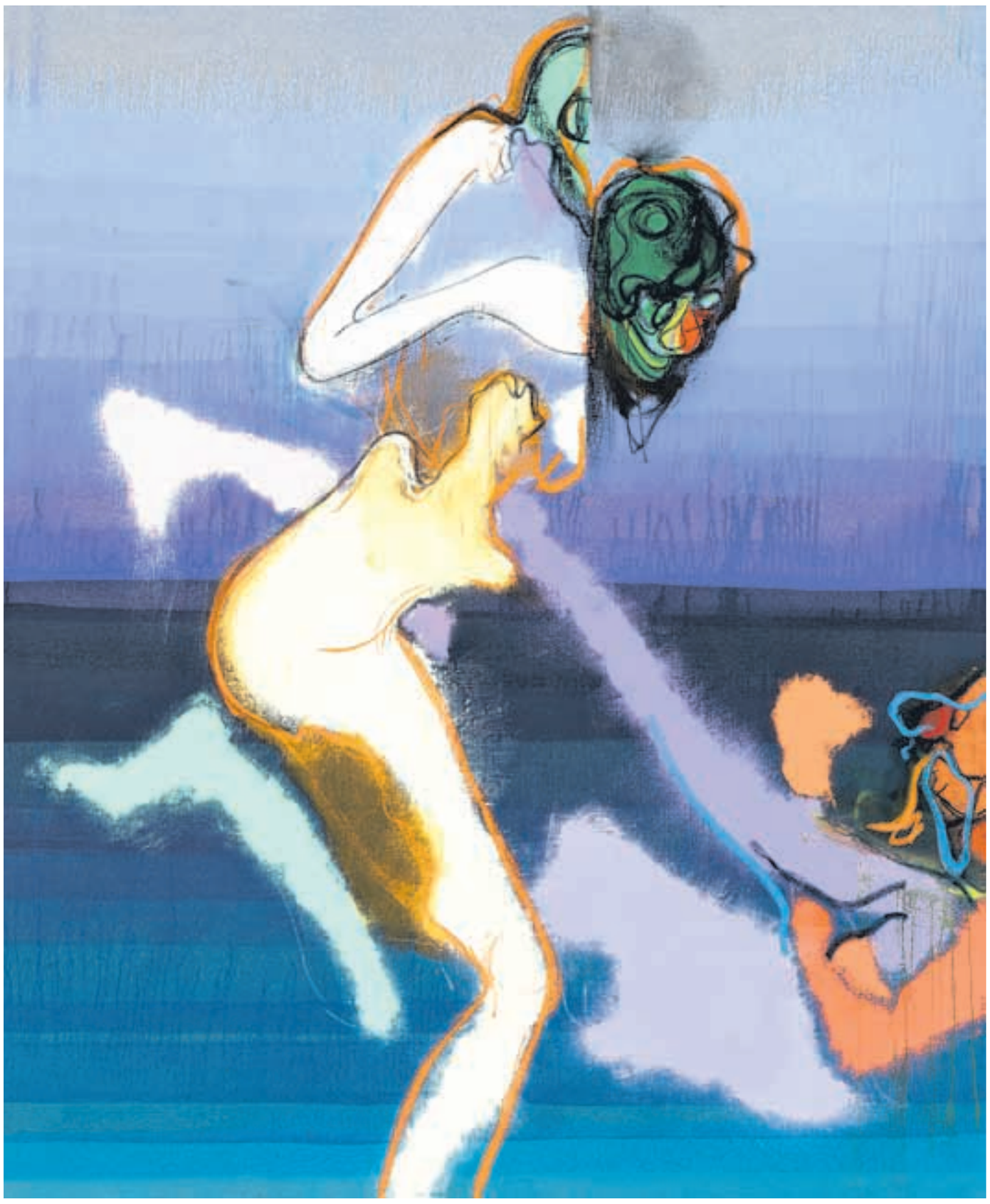
Das Reenactment, das Nachdrehen historischer Szenen, wie es *ZDF-History* populär gemacht hat, wird hier ad absurdum geführt. Auf die Wahrheit wird gepfiffen, solange es unterhaltsam ist. Alles ist möglich. Wenn Cäsar nicht aufregend genug ist, wird halt etwas Kinski eingestreut. Besser kann man Kritik an Knopps Geschichtsentertainment nicht ausformulieren.

Gut zwei Millionen Zuschauer sahen die erste Folge. Kein Wunder: Wer die wahre Geschichte kennt, wird über die Sketche genauso lachen wie jemand, der die Bounty für einen Schokoriegel hält. Und wer mit empathischem Histotainment sowieso nie etwas anfangen konnte, sollte erst recht einschalten. *Simon Schaffhöfer*

Sketch History – Neues von gestern
läuft alle drei Wochen freitags im ZDF

KLEINANZEIGE

Kur an der poln. Ostseeküste in Bad Kolberg!
14 Tage ab 399 Euro! Hausabholung inklusive!
Tel.: 0048943556210 · www.kurhotelawangardia.de



COURTESY OF THE ARTIST; FOTO: JENS ZIEHE

Nach der Männerkitschromantik: „Francis, der Fröhliche“ (2015)

Lieber Fieber

Ausstellung Die Rolle des zeitgenössischen Historienmalers ist Daniel Richter zu eng geworden. In Frankfurt am Main präsentiert er den Befreiungsschlag

■ **Alexander Jürgs**

Er war abgetaucht, auch wenn man das gar nicht so richtig bemerkt hatte. Schließlich gab es doch immer mal wieder eine Schau, in der seine Werke zu sehen waren. Und natürlich hörte auch der Hype nicht auf um den international erfolgreichen Kunststar, den anarchischen Malerfürsten. Die Geschichte vom Punk aus der Hamburger Hafenstraße, der für die Goldenen Zitronen Plattencover malte (*Lonely Old Slogan,* 2006) und zur Lichtgestalt der Kunstszene avancierte, sie wurde fleißig weiter erzählt. Dass es bei seinen Galeristen Wartelisten gebe für Bilder, die er noch nicht einmal begonnen habe, hieß es.

Das Durch-den-Tag-Fallen

Währenddessen arbeitete Daniel Richter in seinem Atelier in Berlin-Charlottenburg an den neuen Gemälden, die ein Bruch sein sollten mit seinem bisherigen Werk. Zwei Jahre widmete er den beiden Bilderserien, nun sind sie zu sehen. Gut zwei Dutzend Gemälde, dicht an dicht gehängt in der Schirn-Kunsthalle, nicht nach Serien getrennt, sondern durchmischt. Dass sie nicht „nach und nach und häppchenweise in verschiedenen Galerien“ zu entdecken sind, sondern als Komplettpräsentation im Frankfurter Ausstellungshaus, darauf ist Schirn-Direktor Max Hollein spürbar stolz. Und das Interesse ist riesig. So eng wie bei der Ausstellungseröffnung am vergangenen Donnerstag wird es selbst in der von Besucherrekorden verwöhnten Schirn nur selten. Dass die neuen Bilder sehnlichst erwartet wurden, hatte aber auch schon die ausufernde Vorabberichterstattung mit einer ganzen Handvoll Richter-Interviews gezeigt. Selbst der *Bild*-Zeitung diktierte der Maler seine Weltsicht ins Mikrofon – nicht ohne den Hinweis, dass er als 25-Jähriger noch jeden, der dem Blatt aus dem Springer-Verlag Rede und Antwort stand, als „Verräter“ und „Schwein“ beschimpft habe.

Die neuen Bilder sind grell, flächig, naiv, bunt. Sie haben Wucht, ohne Frage. Man sieht unscharf konturierte Farbflächen in der einen Serie. Man sieht unscharf ineinander verschlungene Körper in der anderen. Farbfeldmalerei und Porn Chic. Diese Bilder erschlagen einen im ersten Moment, gerade auch wegen der ungewöhnlich dichten Hängung. *Hello, I love you*, die verspielte Hymne von Jim Morrison an die freie Liebe, an das Durch-den-Tag-Fallen, hat Richter als Ausstellungstitel gewählt. Und tatsächlich wirkt das meiste, was hier an den strahlend weißen Wänden hängt, wie eine psychedelische Fingerübung, wie ein gemalter Trip.

Seine Weltsicht diktiert der anarchische Malerfürst nun sogar „Bild“ ins Mikrofon

Was man dagegen nicht mehr entdeckt, ist das Anekdotische der früheren Malereien von Daniel Richter. Häufig und gewiss nicht zu Unrecht wurden sie als zeitgenössische Historienbilder beschrieben. Die neuen Werke des 52-Jährigen aber erzählen keine Geschichten mehr. Die politische Symbolik, die Motive, die einen sonst automatisch an Demonstrationen, an Aufmärsche und subkulturelle Riten denken ließen, sie sind in den neuen Arbeiten verschwunden – genauso wie alles Feinteilige, die Beschäftigung mit den Details. Und das Bedrohliche, das Düstere ist in den Hintergrund getreten. Richters neue Bilder strahlen, sind von einer geradezu fiebrigen Farbigkeit.

Mit Spachtel und Pigmentstift

Es ist nicht das erste Mal, dass der Künstler seinen Stil auf sehr markante Weise geändert hat. Begonnen hatte Daniel Richter, der an der Hamburger Hochschule für bildende Künste bei Werner Büttner studiert und als Assistent von Albert Oehlen gearbeitet hat, mit abstrakten Gemälden. Zu Beginn der Nullerjahre nimmt er dann immer mehr figurative Elemente in seine Werke auf. Referenzen an die Popkultur, an die Kunstgeschichte, an die dokumentarische Fotografie werden bestimmend, Richter wird gefeiert als Dokumentarist des Rebellischen. Man kann die neuen Arbeiten deshalb nun auch als Rückkehr zur Abstraktion, als Abwendung von der Figur deuten. Der Maler selbst verweigert sich dieser Interpretation. Richter hat häufiger darauf hingewiesen, dass ihn die Differenzierung zwischen Abstraktion und Figuration nicht interessiere.

Er selbst erklärt, dass ihn vor allem Langeweile zu den neuen Werken gebracht habe. Nach einem Urlaub sei er zurückgekehrt in sein Atelier und habe mit den dort herumstehenden, halb fertigen Bildern, die er in einem Interview für den Ausstellungskatalog als Werke „aus dieser psychedelischen, talibanesken Männerkitschromantik-Serie“ bezeichnet, nichts mehr anfangen können. Er will etwas Neues schaffen. Richter stellt – so jedenfalls beschreibt er es – strenge Regeln auf, die seine weitere Produktion bestimmen sollen. Statt mit dem Pinsel arbeitet er nun fast ausschließlich mit dem Spachtel. Für die Konturen verwendet er einen Pigmentstift. Den Farben mischt er grundsätzlich Weiß bei.

Unfertige Gespenstergesichter und Neon bleiben Richters Trademarks

Regenbogenhafte Streifen bestimmen die Hintergründe der Serie mit den Körpern. Die Figuren gehen ineinander über, klare Grenzen sind nicht auszumachen. Auch bei diesen Bildern hat Richter noch mit Vorlagen gearbeitet, mit pornografischen Bildern aus dem Netz. Was sie en détail zeigen, ist aber nicht auszumachen. Die mit dem Pigmentstift aufgetragenen Linien schaffen eine Nähe zu Street-Art und Graffitikunst. Die Titel sind gewohnt rätselhaft-humorig. *The Katzengang* heißt eines der Bilder, *Die Fertiggemachten*, *Supreme cunnilingus* oder *Happy man, the hippie man* andere. Einige Bilder deuten durch ihren Titel auf kunsthistorische Vorbilder. *Asger, Bill und Mark* etwa, das einen an Asger Jorn, den Begründer der Künstlergruppe Cobra, und die abstrakten Expressionisten Willem de Kooning und Mark Rothko denken lässt. Oder *Francis, der Fröhliche*. In einem dunkelgrünen, mit schwarzen Linien überdeckten Kopf in der oberen Bildhälfte meint man gleich, eine Francis-Bacon-Fratze zu entdecken.

Die Bilder aus der zweiten Serie sind noch einfacher, flacher und reduzierter. Sie erinnern an Landkarten. Mit schwarzen Konturen sind Grenzen zwischen sattgrünen, knallgelben oder pinkfarbenen Flecken gezogen. Auch Titel wie *Lob der Kleinstaaterei* oder *Imperiale Freuden* unterstützen diese Lesart. Man könnte aber auch Amöben ausmachen, die sich dort auf der Leinwand aneinanderschmiegen. Mit seiner Malerei würde Richter dann den Blick durchs Mikroskop simulieren – und das Ganze in poppige Farben tauchen.

Was will Daniel Richter mit seinen neuen Bildern? Steckt eine Strategie hinter dem Stilwechsel? Dass seine neuen Malereien auf den Großteil der Betrachter irritierend wirken werden, dürfte der Maler geahnt haben. Zu einer bewussten Verweigerung gegen die Sammler, zu einem Affront gegen die Gesetze des Markts sollte man sie aber nicht überhöhen. Dafür bleiben die Arbeiten trotz aller Brüche doch erkennbar seine Werke: Die Neon-Farbigkeit, die bestimmenden Konturen, die unfertigen Gespenstergesichter, das sind alles ziemlich eindeutige Richter-Trademarks. Als Versuch, aus der Rolle des politisch engagierten Historienmalers herauszutreten, kann man sie wohl trotzdem begreifen.

Dass man Kunst eben wegen der Kunst betreibe, hat Daniel Richter in diesen Tagen häufiger gesagt. Für ihn dürften die neuen Arbeiten vor allem ein Befreiungsschlag sein. Im Interview für den Ausstellungskatalog vergleicht er seine Malerei mit der Zubereitung eines Essens. Waren seine vorherigen Werke meist wie ein Siebengängemenü, dann sind die neuen „eher wie ein Borschtsch“. In der Ausstellung liegt „das Zeug“ jetzt da, „wie Gemüse“. Und nun? „Jetzt muss ich mit dem Gemüse den nächsten Eintopf zubereiten“, sagt Daniel Richter.

Hello, I love you *Daniel Richter* Schirn Kunsthalle Frankfurt, bis 17. Januar 2016

Ein Stück Trost

TV-Show Letzte Woche sahen 14 Millionen Briten das Finale eines Backwettbewerbs. Das passt in eine Zeit, in der die Britishness bedroht scheint

FOTO: MARTIN PARR/MAGNUM PHOTOS/AGENTUR FOCUS

Auch ein Petit Four kann zu Tränen rühren. Vorausgesetzt, die Glasur sitzt

■ **Charlotte Higgins**

Das Finale von *The Great British Bake Off* erreichte vergangene Woche über 14 Millionen Zuschauer. Bislang ist das einsamer Jahresrekord. 2014 war es die am drittmeisten gesehene Sendung, übertroffen nur von zwei WM-Fußballspielen. Seit 2010 läuft die Show, und sie hat sich so tief ins Bewusstsein der Nation eingebrannt, dass sich niemand mehr über den Erfolg wundert. Dabei ist *Bake Off*, nun ja – ein Backwettbewerb. Gefilmt in einem großen Zelt auf dem Land.

Richard McKerrow und Anna Beattie, die sich das Format ausgedacht haben, tingelten vier Jahre lang mit der Idee, bis BBC2 endlich zubiss. Darauf gekommen, so sagen sie, seien sie auf einem Dorffest. Gereizt habe sie, dass Backen eine großzügige Geste ist (man bereitet Köstlichkeiten zu, um andere zu erfreuen), und dass es regionale Eigentümlichkeiten widerspiegelt, vom schottischen Dundee Cake über das walisische Bara Brith bis zur englischen Bakewell Tart.

Schön und gut – aber wie wird eine wöchentliche Show rund um Teigrezepte zum unangefochtenen TV-Knaller, die zwei entschieden unglamouröse Frauen mittleren Alters präsentieren, unterstützt von einer Jury, die aus einer 80-Jährigen Kochbuchautorin und einem Bäckermeister aus Liverpool besteht, von dem nie jemand zuvor etwas gehört hat?

Sue Perkins und Mel Giedroyc heißen die Moderatorinnen, deren schelmischer Witz *Bake Off* so süß und fluffig macht wie einen Tortenboden. Daneben agiert die Jury als Zwillingsgottheit: Mary Berry großmütterlich-aristokratisch („Queen Victoria wäre stolz“ ist ihr höchstes Lob) und Paul Hollywood als strenger, aber hemdsärmeliger Backprofi und Botschafter der *working class*. Die Regeln sind einfach: Zu Beginn jeder Staffel treten zwölf Hobby-Bäckerinnen und -Bäcker an. Pro Woche ist ein Oberthema dran, Brot etwa, Pastete oder Dessert, in je drei Runden wird um die Wette gebacken, am Ende scheidet einer aus. So geht es weiter, bis zum großen Finale nur noch drei Kontrahenten übrig sind.

Miss Marple und warmes Bier

Wenn *Bake Off* läuft, ringe ich vor dem Fernseher um Atem. Man fiebert mit den Kandidaten, als müssten sie einen Achttausender erklimmen. Mit der Zeit lernt man ihre Eigenheiten kennen. Das ganze Land rollte mit den Augen, als Finalist Ian Cumming erklärte, er backe mit den Eiern seiner eigenen Perlhühner. Natürlich hatte er auch eigens ein Gerät erfunden, um exakt neun Zentimeter lange Löffelbiskuits zu schneiden, und natürlich war er es, der einen Zugbrunnen aus Schokolade fertigte, aus dem sich ein Trank mit Zitronenaroma schöpfen ließ. In seinen Konkurrenten Tamal verknallte ich mich, als er seine Wildpastete, inspiriert von persischen Gärten, mit filigranen Gebäckröschen und -halbmonden verzierte. Als die spätere Siegerin Nadiya Hussain zitternd vor Aufregung ihren aus Schokolade geformten Pfau vorzeigte, habe ich geweint.

Nichts davon ist Zufall. Seit dem Debüt der Sendung ist die *Bake-Off*-Formel immer weiter verfeinert worden. Die erste Staffel rumpelte noch. Damals reiste das Backzelt landauf, landab und wurde manchmal sogar auf Parkplätzen errichtet. Mel und Sue waren nicht so lustig wie heute, einen Großteil der Zeit redeten sie mit Ernährungsexperten – allein sechs in der ersten Folge – über die Geschichte der Backkunst. Der Twitter-Hype setzte mit Staffel zwei ein, nachdem die Kamera sekundenlang auf einem Eichhörnchen mit enorm großen Hoden verharrt hatte.

So wichtig wie die Sendung selbst ist der sekundäre Diskurs. Die BBC schlachtet den Erfolg mit einem Spin-off namens *An Extra Slice* aus, prominente Fans diskutieren dort die Ereignisse der letzten Folge. Binnen zweier Monate erschienen allein im *Daily Telegraph* 73 Artikel über *Bake Off*. Sobald eine neue Staffel ansteht, ächzen die Supermarktregale unter Spritzbeuteln und Tortenständern. Längst ist die Sendung viel mehr als nur TV, sie hat eine kulturelle Präsenz wie zuletzt die legendären Shows der 1970er, des vielbeschworenen „Goldenen Fernsehzeitalters“. The *Great British Bake Off* scheint das perfekte Format für Großbritannien heute zu sein. Wir leben in einer Welt, in der die Worte „groß“ und „britisch“ nur noch selten gemeinsam zutreffen – sehr wohl aber auf diesen Backwettbewerb.

Das Zelt beschwört das Ambiente einer fröhlichen Bauernhofküche herauf, wobei es keine Ähnlichkeit mit den dunklen, schmutzigen Bauernhofküchen hat, die ich aus meiner Kindheit auf dem Land kenne. *Bake Off* ist pures englisches Idyll, wie die Kompositionen von Ralph Vaughan Williams oder die Lyrik von William Blake. *Bake Off* ist Miss Marple und der National Trust und das erste Tableau aus Danny Boyles Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele 2012 in London: eine gemütliche Cricketpartie im Grünen. Es ist das England, von dem Premierminister John Major 1993 versprach, es werde nie verschwinden: „Lange Schatten auf grasigem Grund, warmes Bier, unverwüstlich grüne Vorstädte, Hundefreunde und Tototipper und – wie George Orwell sagte –, alte Jungfern, die durch den Morgennebel zum heiligen Abendmahl radeln.“

Major bediente sich bei Orwells Essay *The Lion and the Unicorn*, der die Nation im Zweiten Weltkrieg bestärken sollte – unsere Kultur wird weiterleben, egal was geschieht: „Das Liebenswürdige und das Scheinheilige, die Gedankenlosigkeit, die Ehrfurcht vor dem Gesetz, der Hass auf Uniformen, all das wird ebenso erhalten bleiben wie der Nierenfettkuchen und der graue Himmel.“ Orwell wie Major berufen sich auf die Kraft einer nationalen Kultur in Zeiten, da die *Britishness* – die sie beide weitgehend mit *Englishness* gleichsetzen – von äußeren Gefahren bedroht schien, sei es Krieg oder europäische Integration. Eine ähnliche Wirkung entfaltet nun das *Bake-Off*-Zelt. Es ist eine Insel der Seligkeit in einem Meer von Grün, und das gefährliche Zetern aus weniger glücklichen Gefilden dringt bis dorthin niemals durch. In dieser kleinen britischen Utopie leben alle – der Feuerwehrmann, die Studentin, die Oma, der Arzt, die Pflegerin, der Gefängnisdirektor, die Vollzeitmutter und der Musiker – einträchtig zusammen.

„The Great British Bake Off“ ist das englische Idyll in Reinkultur

Wobei vor allem die Mittelschicht die Zeltwelt bevölkert; im echten Leben sind manche zu *posh* zum Backen, andere zu arm. Was wirklich drängt, bleibt draußen. Draußen twittert Tamal über die unfairen Arbeitsverträge für Assistenzärzte, doch davon ist drinnen ebenso wenig die Rede wie vom Strafrechtssystem, über das Paul, der Gefängnisdirektor, gewiss viel zu sagen hätte. Im Zelt sind alle gleich, und was zählt, ist, ob der Teig aufgeht.

Der Multikulturalismus kommt allerdings nicht zu kurz: Nadiya ist die erste Britin mit Hidschab, die eine derart herzerquickende Rolle in der Massenkultur übernimmt. Selbst Premier David Cameron wünschte ihr vor dem Finale den Sieg und pries ihre „Gelassenheit unter Druck“. Die beste Brücke zwischen den Glaubensgemeinschaften besteht offensichtlich aus Baiserkuchen.

So durch und durch britisch *Bake Off* wirkt – die Show ist in 21 Länder verkauft worden. Es gibt sie in der Türkei und in Brasilien, in Thailand und der Ukraine. Überall passt sie sich chamäleongleich dem jeweiligen kulturellen Umfeld an. Die vermeintlich untilgbaren Kennzeichen der Britishness erweisen sich als austauschbar. Als ich eine schwedische Freundin fragte, was sie mit *Hela Sverige bakar* (Ganz Schweden backt) verbinde, antwortete sie ohne zu zögern: „Ikea und Wochenend-Sommerhütten.“

Gegen den Fußball

Ein wichtiger Punkt ist, dass auch Männer die Show anschauen. *Bake-Off*-Miterfinder Richard McKerrow sagt: „Die dritte Staffel lief immer wieder zeitgleich mit der Champions League. Und plötzlich sah ich lauter Männer in den sozialen Netzwerken, die schrieben, ich kann mich nicht entscheiden, Fußball oder das Backen?“

Außerhalb des Zelts wird aber auch Kritik laut. Neil Crombie, der eine Bafta-gekrönte Doku über den Geschmack der Briten gedreht hat, nennt die Sendung ein Vehikel der Selbsttäuschung für die Mittelschicht: „Die Armen können im Handkarren zur Hölle fahren, aber im Backzelt-England steht alles zum Besten.“ Andere sehen *Bake Off* in der Tradition der Gladiatorenkämpfe – schließlich folge es der gleichen Formel wie alle Castingshows. Ob Tanzen, Singen oder Backen: alles einerlei.

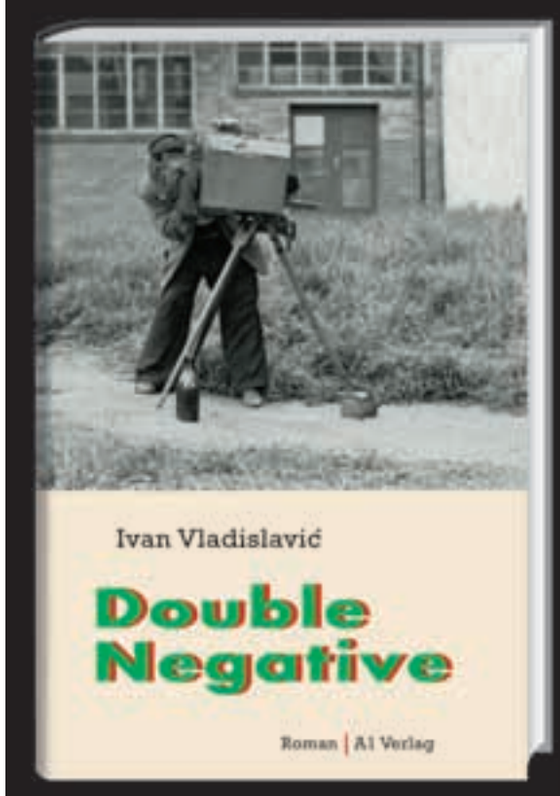
Und doch ist das Backen etwas Besonderes. Kuchen bedeutet für mich Heimat und Trost, fester Bestandteil der Häuslichkeit meiner Mutter. Die Literaturprofessorin Nicola Humble merkte in ihrem Buch *Cake: A Global History* an, Backen sei oft „eine Art Travestie, das Spiel mit einer Form von Weiblichkeit, die nicht mehr unsere ist“. So seien etwa die Cupcakes, die zur Jahrtausendwende in Mode kamen, das perfekte Beispiel für ein Simulacrum im Sinne Jean Baudrillards – die postmoderne Kopie eines Originals, das nicht mehr existiert und vielleicht nie existiert hat.

Hinzu kommt, dass die britische Neigung zu Gebäck einen ebenso britischen Vorbehalt gegen das Fernsehen spiegelt. Wenn schon TV, dann als „Kreuzung aus Bildungsanstalt und Heilklistier“, so schreibt Peter Bazalgette in seinem Buch über den Aufstieg des Reality-TV. Wo Fernsehen bloß der Unterhaltung diene, reagierten die Kritiker „wie auf Sex oder auf zu gutes Essen – mit einer angelsächsischen Abneigung gegen alles, was allein der Freude dient“. So gesehen ist der Triumph von *The Great British Bake Off* ein klarer Fall: Die Show bietet ein perfektes mediales Spiegelkabinett – als ein Laster, bei dem es um ein Laster geht.

Charlotte Higgins ist leitende Redakteurin im Kulturressort des *Guardian*
Übersetzung: Michael Ebmeyer

ANZEIGE

Ein glänzender Roman



... und ein literarisches Zeugnis, das die ersten Jahre der Post-Apartheid in Südafrika im Brennglas seiner Hauptfigur zusammenfasst und literarisch verortet.

„Mit einer Sprache, so funkelnd und feinkörnig wie ein Silbergelatine-Abzug, ... vermittelt uns Vladislavić sanft und durchtrieben die verführerischen Geheimnisse der Dinge, wie sie wirklich sind.“

Teju Cole

Mit einem Vorwort von Teju Cole

Aus dem Englischen von Thomas Brückner

256 Seiten, gebunden, € 19,80
ISBN 978-3-940666-67-3

A1 Verlag www.a1-verlag.de

der Freitag | Nr. 42 | 15. Oktober 2015

Handlungen eines Reisenden

Porträt Der Autor Marko Martin recherchiert nicht im klassischen Sinn. Er erfährt seine Geschichten in aller Welt bei der Zigarette danach

■ **Lukas Latz**

FOTO: RODGER BOSCH/AFP/GETTY IMAGES

Zum Beispiel bei der Queer Project Party im Cape Town Stadium

Lutz Seiler, Eugen Ruge, Uwe Tellkamp feierten mit DDR-Romanen große Erfolge. Marko Martin ist 1970 ebenfalls in Sachsen geboren, er verweigerte den Dienst in der NVA und reiste mit der Familie noch vor der Wende aus. Er hat jedoch nicht die Nerven, sich akribisch mit historischen Details einer vergangenen Epoche zu beschäftigen. Sein Werk feiert eher die Vielfalt in der globalen Gegenwart, als dass es versucht, einen Ausdruck für vergangene, lokale Tristesse zu finden.

Martins aktuelles Buch *Madiba Days* schildert Eindrücke einer einwöchigen Reise nach Südafrika im Dezember 2013. Braucht es das? Was ist von Reisetagebüchern denn noch zu erwarten, da Reisen recht einfach geworden ist und Bilder vom anderen Ende der Welt unverzüglich abgerufen werden können? Die Ereignisse dieser einen Woche werden auf 320 Seiten wiedergegeben, die auch noch viel zu dicht bedruckt sind. Eine sperrige Lektüre.

Südafrika, 5. 12. 2013

Ein paar Anekdoten, Assoziationen oder Dialoge mit Rezeptionisten hätten durchaus weggelassen werden können. Die Erzählweise in der zweiten Person Singular macht das Buch auch nicht konsumierbarer. Trotzdem lohnt es sich durchzuhalten. Auf fesselnde Weise skizziert Marko Martin Ereignisse aus der Geschichte der Apartheid und der afrikanischen Dekolonialisierung. Er porträtiert wichtige Figuren des Widerstands wie den jüdischen Anwalt Albie Sachs, auf den der südafrikanische Geheimdienst 1988 in Mosambik ein Attentat verübt hat und der später Verfassungsrichter geworden ist. Marko, Protagonist des Buchs und Alter Ego des Autors, ist im Land, als Nelson Mandela stirbt. Mandelas Tod und das darauffolgende globale Medienspektakel rühren ihn aber eher wenig an. Zu den Pointen von *Madiba Days* gehört es auch, dass von der Trauer in den Straßen, Kneipen und Clubs in Kapstadt wenig zu sehen ist. Der Ausnahmezustand in den sozialen Netzwerken aller Länder fand dort kein Äquivalent. Trotzdem kann ein Kapitel auch als feierlicher Nachruf gelesen werden.

Am 5. Dezember, Mandelas Todestag, findet in dem Hotel, in dem auch Marko wohnt, ein Gesundheitskongress statt. Dort kommen Anti-Aids-Aktivisten und Aktivisten für die Rechte Homosexueller aus ganz Afrika zusammen. Marko nimmt zu der Gruppe Kontakt auf. Er hat Sex mit einem Mann aus Uganda, der danach erzählt, wie sein Freund in seinem Heimatland ermordet worden ist, weil er für die Akzeptanz von Homosexualität gekämpft hat. Er trifft viele später in einem Schwulenclub wieder. Und auch hier hört er krasse Lebensgeschichten in der seltsamen Intimität der Zigarette danach: Al, ein Aktivist aus Namibia, erzählt, wie seine Eltern vor den internen Säuberungen der marxistischen Befreiungsbewegung SWAPO geflohen sind. Der Chef der Organisation, Samuel Nujoma, wird später der erste Präsident des unabhängigen Namibia.

Madiba Days hat wenig mit Berghain-Prosa gemein. Die Lesenden werden zwar mal wieder in einen Club geführt, aber gleichzeitig mitten in die konfliktreiche afrikanische Geschichte. Vom Tod Mandelas erfährt Marko dann im Taxi auf dem Nachhauseweg, als im Radio *Gimme Hope Jo'anna* von Eddy Grant gespielt wird. Eine kurze Eloge endet mit einem Jürgen-Fuchs-Zitat: „Ja, es gibt sie, die demokratische Linke, die sich nicht verbiegen und korrumpieren lässt. Die den Menschen beisteht, anstatt ihnen Angst zu machen." Im Kontext des Buchs bezieht sich das nicht nur auf Mandela, sondern auf alle afrikanischen Aktivisten für Demokratie und Rechtsstaatlichkeit, von denen zuvor ein dichtes Panorama gezogen worden ist. Die Begeisterung und der politische Optimismus hier wirken höchst ansteckend, die Lektüre macht Gänsehaut.

In einem Taxi in Kapstadt zitiert er den Bürgerrechtler Jürgen Fuchs

Die größte Qualität ist, wie hier die Heterogenität der südafrikanischen Gesellschaft entdeckt wird. Martin seziert die Sozialisation von Angehörigen der unterschiedlichen Generationen, Ethnien und Schichten. Dabei beweist er einen starken Sinn für Nuancen. Er teilt das Land nicht einfach ein in Arm und Reich, in unterprivilegierte, abergläubische Bewohner der Townships versus kleptokratische Politiker und Unternehmer. Nicht dass er diese beiden Pole nicht sähe. Er zeigt aber auch, was alles dazwischenliegt: Jan zum Beispiel ist ein erfolgreicher schwarzer Unternehmer. Zu Zeiten der Apartheid gehörte er den Regierungstruppen an und wurde in Auslandseinsätzen zur Stabilisierung diktatorischer Regime eingesetzt.

Linker Antikommunismus

Als Schwarzer hat Jan sich an den Verbrechen des Apartheidsstaats mitschuldig gemacht. Daher fordert er auch – was aus der deutschen Debatte über die NS-Vergangenheit nur allzu bekannt ist –, dass man einen Schlussstrich unter die Aufarbeitung der Vergangenheit setzen soll. Einen Abend verbringt Marko mit dem Paar Francis und Manuel. Beide sind sogenannte *coloureds*, Südafrikaner, die weder richtig „weiß" noch richtig „schwarz" sind. Francis ist indischer, Manuel griechisch-portugiesischer Abstammung. In einer kleiner Wohnung innerhalb einer Gated Community führen sie ein schwules Mittelschichtsleben. Es wird nachgezeichnet, wie Südafrika die ethnische Segregation langsam überwindet und zu einer multikulturellen Gesellschaft zusammenwächst.

Marko Martin bezeichnet seine Homosexualität als „großes Privileg". Für sein Schreiben, erzählt er in einem Berliner Café, vereinfache sie ihm die Recherche. Statt aktiv Nachforschungen anzustellen, lässt er sich durch die Schwulenszenen in aller Welt treiben. In seinen Büchern geht es immer auch um Sex. Er legt es aber eher selten darauf an, beim Leser eine Erektion zu erzielen. Als, wie er sagt, „Gast für eine Nacht" erfährt er intime Details unfassbarer Lebensläufe. Sex ist da zwar ständig präsent, aber nicht das vordergründige Thema. Wenn man ihn auf die expliziten Szenen anspricht, scheint er fast peinlich berührt: „Für einen Koitus muss ich nicht nach Cape Town fahren. Die detaillierte Beschreibung von Stellungen interessiert mich auch nicht." Martin schildert zwar schamlos, was alles passiert zwischen zwei, drei oder vier Männern. Das Entscheidende ist aber stets das Gespräch bei der postkoitalen Zigarette.

In einer Erzählung aus dem Buch *Die Nacht von San Salvador* findet sich der Protagonist Daniel in der Schwulenszene Syriens wieder. Er nimmt an einer Orgie in einem Hamam in Damaskus teil. Ein junger Alawit spricht ihm gegenüber davon, wie er den Geheimdienst in seinem Nacken spürt. Die aus staatlicher Willkür und fehlender Rechtssicherheit resultierende Angst wird spürbar. In dem Erzählband

Seine Homosexualität empfindet der Autor als großes Privileg

Schlafende Hunde legt Martin ein Psychogramm eines politischen Gefangenen in der DDR vor, der von der Stasi verhört und vermutlich gefoltert worden ist. In den 90er Jahren arbeitet der Mann als Führer in der Gedenkstätte Hohenschönhausen. Er ist traumatisiert und leidet unter extremer Schüchternheit. Seine Homosexualität lebt er nicht offen aus. Das Kaputte und zugleich subtil Heroische dieses Charakters ist sehr berührend.

Marko Martin identifiziert sich mit einer Tradition des linken Antikommunismus. Davon zeugt *Treffpunkt '89*, das vergangenes Jahr zum Jubiläum des Mauerfalls erschien. Es enthält Porträts von Intellektuellen, darunter Václav Havel, die polnischen Publizisten Adam Michnik und Jerzy Giedroyc und ein wenig in Vergessenheit geratene Schriftsteller wie Manès Sperber oder Arthur Koestler. Alles Personen, die im Zeitalter der Systemkonkurrenz einen kühlen Kopf bewahrt haben, die harte Gegner der kommunistischen Diktaturen in Osteuropa waren, ohne sich mit den westeuropäischen Konservativen gemein zu machen. Die Begeisterung für diese großen Charismatiker überträgt sich auf die Leser. Den Köpfen der friedlichen Revolution scheint Martin mitunter persönlich für ihren Mut danken zu wollen.

Ansteckend ist auch der Enthusiasmus von Marko Martins Buch über Israel, *Kosmos Tel Aviv,* das Schriftstellerporträts, Reportagen und Kommentare versammelt. Wie in seinem Südafrika-Buch zeichnet Martin die kulturelle Vielfalt des Landes nach. Wir erfahren von äthiopischen Einwanderern, die Ende der 70er Jahre eine extrem gefährliche Flucht auf sich genommen haben. Eine lange Reportage handelt von der russischstämmigen Bevölkerung, die in großer Zahl die rechte Partei *Israel Beitenu* von Avgidor Lieberman wählt, die unter anderem die Siedler unterstützt. Er porträtiert junge arabischstämmige, israelische Intellektuelle. Das Buch versöhnt Multikultiromantik mit einem geschärften Bewusstsein für die inneren Konflikte des Landes. Emphatisch verteidigt er den jüdischen Staat gegen linksliberale Antizionistinnen wie Judith Butler und die Anhänger der Anti-Israel-Kampagne „Boycott, Divestment and Sanctions".

Unter den zeitgenössischen Schriftstellern speist wohl kaum einer sein Schreiben so sehr aus eigenen sinnlichen Erfahrungen und Erlebnissen. Marko Martin exponiert sich, aber nicht etwa, um seine eigenen Krisen breitzutreten, sondern um die Geschichten anderer zu erzählen. Der Vorwurf, in der deutschen Literatur schrieben zu viele behütete Ärztekinder, betrifft ihn bestimmt nicht. Ein Betrieb, der ständig über seine eigene Homogenität lamentiert, sollte öfter jemanden wie Marko Martin lesen.

Madiba Days. Eine südafrikanische Reise
Marko Martin Wehrhahn 2015, 328 S., 22,80 €

Treffpunkt '89 *Marko Martin*
Wehrhahn 2014, (2. Aufl.), 320 S., 22,80 €

Die Nacht von San Salvador *Marko Martin*
Die Andere Bibliothek 2013, 500 S., 38 €

Kosmos Tel Aviv *Marko Martin*
Wehrhahn 2013, 234 S., 19,80€

ANZEIGE

Frankfurter Buchmesse /
Veranstaltungen des Freitag

17. Oktober 2015 im Haus des Buches
Braubachstraße 16, 60311 Frankfurt am Main

17:30 Uhr | Panel Pressefreiheit
Pressefreiheit angesichts der globalen Herausforderungen (Extremismus, Charlie Hebdo)
Moderator: Jakob Augstein, Gäste: Bascha Mika (Frankfurter Rundschau), Daniel Drepper (CORRECT!V) und Wolfgang Herles (Journalist und Schriftsteller, u.a. „Die Gefallsüchtigen", Knaus 2015)

20:30 Uhr | Die bezifferte Welt. Wie die Logik der Finanzmärkte das Wissen bedroht
Jakob Augstein im Gespräch mit Colin Crouch (britischer Politikwissenschaftler und Soziologe), in englischer Sprache und mit anschließender Publikumsdiskussion

Der Eintritt beider Veranstaltungen ist frei.

der Freitag
Das Meinungsmedium

FOTO: ANDREAS FECHNER/LAIF

Piekst wie Nadelstiche, aber wer will schon eine Pussy sein?

Kaputte Mutter

Nervtötend Charlotte Roches neue Romanheldin Chrissi hält ihr Geplapper mühelos durch

■ **Teresa Bücker**

Ich presse die Augen zu und halte mein Gesicht in den harten Strahl. Das piekst richtig, wie Nadelstiche, aber ich ziehe nicht weg, ich will keine Pussy sein. Vielleicht ist das ja auch gut für meine Haut“, hofft Chrissi, die Protagonistin in Charlotte Roches drittem Roman *Mädchen für alles*, während sie nach dem Sport unter der Dusche steht und einen ihrer banalen Gedanken denkt, die sich in 19 Episoden aneinanderreihen. Das nervt, aber wahr ist auch, dass jeder von uns, ob Bestsellerautorin, Teenager, Manager oder gelangweilte Hausfrau, wie Chrissi eine ist, banales Zeug von der linken zur rechten Gehirnhälte schiebt, während er den Schweiß vom Körper wäscht, die Zähne putzt oder in einem Meeting Kästchen auf den Notizblock malt. Die meiste Zeit unseres Lebens sind wir doch recht einfach gestrickt und haben diese schrägen Ideen und Beobachtungen, von denen wir glauben, die seien nun wirklich vor uns noch keinem eingefallen, und wir schämen uns ein wenig, vor dem Badezimmerspiegel zu stehen, die Falten zu zählen und uns daran zu erinnern, welchen Supertrick gegen die Alterung wir noch diesen Morgen im Internet gelesen haben.

Die Proll-Version

Charlotte Roche ist keine Sprachgewalt, aber was ihr in *Mädchen für alles* wirklich gelingt, ist: eine Figur zu kreieren, deren Geplapper das nervtötende Niveau durchgehend hält. Chrissi ist unsympathisch, egoistisch und denkfaul, ja – aber sie erwischt uns beim Gedanken, dass auch wir oft nicht über diese naiven Ideen hinauskommen, während wir uns vielleicht wie Chrissi mal wieder eine Nacht lang mit heißem Kakao gerüstet eine US-Serie reinziehen.

Chrissi liegt selbstverständlich nicht mit Heißgetränk vor dem Fernseher, sondern ist dieses Mal die prollige Version von Charlotte Roches Frauenfiguren. Chrissi trinkt am liebsten Bier, bevor sie betrunken auf dem Sofa einschläft und es nicht mehr die Treppen hinaufschafft zu ihrem Mann und ihrer kleinen Tochter. Auf den wenigsten Seiten des Buchs ist Chrissi nüchtern, sie nimmt auch ordentliche Mengen Kokain – Alkohol allein verhilft ihr nicht zu dem Selbstbewusstsein, das sie braucht, um ihren „Plan“ zu verfolgen, der auf dem Buchrücken des Werks angekündigt wird. Dieser Plan ist eher eine fixe Idee, und er lässt sich erstaunlich leicht in die Tat umsetzen, sodass die junge Mutter auch niemals zur Heldin mutieren kann, die etwas Unerwartetes schafft.

Vorschnell wäre es, Charlotte Roche vorzuwerfen, dass sie ihre Trilogie halt beenden musste – egal ob sie nun nach *Feuchtgebiete* und *Schoßgebete* noch ein Buch in sich trägt oder nicht. Verlag und Leser wollten sicherlich diesen Trash, denn dafür steht sie, und so hat Roche die Seiten damit vollgestopft, ohne zu fragen, ob die Geschichte von Chrissi ein ganzes Buch trägt. Denn die Geschichte ist ja wirklich schnell erzählt: Eine Frau, die sich in ihrem Job unter Druck gesetzt und abgehängt fühlt, kommt auf die Idee, dass ihr Leben besser wird, wenn sie ein Kind bekommt. Sie bekommt das Kind, doch es ist nicht die Antwort auf ihre Suche; mit dem Nachwuchs entfremdet sie sich außerdem weiter von ihrem Mann. Um die triste Elternzeit etwas aufregender zu machen, plant sie, die schöne junge Babysitterin zu verführen.

Das Ganze endet jedoch nicht mit Liebe oder Drama zwischen den beiden Frauen, vielmehr werden schnell noch Probleme mit den Eltern eingeführt, um zu zeigen, dass auch wirklich jede von Chrissis Beziehungen kaputt ist. Roche-typisch ist der Kuchen überbacken mit expliziten Sexszenen und anderen Körperlichkeiten, Drogen, Gefluche und zahllosen popkulturellen Referenzen. Bis zum Ende kapiert man allerdings nicht so recht, warum die Hauptfigur so kaputt ist. Von außen betrachtet ist ihr Leben in groben Zügen in Ordnung: ein Eigenheim, wenn auch nicht abbezahlt, ein Mann, der gut verdient und mindestens 95 Prozent der Sorge für das Kind übernimmt, ebendiese niedliche Tochter und dann auch noch ein rührendes „Mädchen für alles“, dem Chrissi eine ihrer teuren Handtaschen schenkt.

Die meiste Zeit unseres Lebens sind wir doch recht einfach gestrickt

Musste Charlotte Roche für ihr drittes Buch tatsächlich auf den Zug der Mütterdebatte aufspringen? Und liefert sie mit *Mädchen für alles* einen substanziellen Beitrag? „Als junge Mutter fühlte ich mich von allen betrogen, die mir gesagt hatten, wie toll es ist, schwanger zu sein und Mutter zu werden“, hat sie in einem Interview erzählt. Doch ihr Roman ist keine Auseinandersetzung mit dem eigenen und fremden Erwartungsdruck, unter dem Mütter stehen.

Ein Tabubruch?

Wenn man sieht, wie die Protagonistin das Interesse an Mann und Kind verliert, in Fernsehserien versinkt, ihr Feierabendbier braucht und eine Affäre mit der Babysitterin beginnt, kommt man rasch auf die Idee eines Rollentauschs: Es hätte auch Jörg sein können, der Hausarbeit und Erziehung seiner Frau überlässt und fremdgeht. Aber ist die Umkehrung der Rolle schon Emanzipation? Ein Tabubruch? Wenn *Mädchen für alles* eine Gesellschaftskritik sein soll, dann wirft Roche jedenfalls nicht die Frage nach akzeptablen Mütterbildern auf. Sie setzt schon einen Schritt vorher an, denn dass Chrissi aus dem Frust mit ihrem Job heraus einzig auf die Idee einer Schwangerschaft kommt, zeigt, wie begrenzt die Optionen sind, die wir wahrnehmen, wenn wir nach Veränderung streben. Roches Beispiele sind real: Den Satz „Dann bekomme ich halt ein Baby“ hört man immer wieder von Frauen, die unzufrieden in ihrem Beruf sind. Auch Affären oder wechselnde Partnerschaften entstehen oft aus der Langeweile heraus, nicht weil Menschen untreu oder böse sind.

Charlotte Roches Buch ist daher – geschlechterunabhängig – eine Aufforderung, sorgfältig zu prüfen, was man vom Leben will, sich von den Erwartungen der anderen frei zu machen und den vielleicht unbequemen Weg zu gehen – auch wenn das heißen könnte, aus dem Eigenheim auszuziehen und keine Kinder zu bekommen. Wer einen klugen Roman zu den Folgen des Müttermythos lesen will, dem sei Verena Hasels Debüt *Lasse* empfohlen, das schon im Frühjahr erschienen ist.

Mädchen für alles *Charlotte Roche*
Piper 2015, 240 S., 14,99 €

Teresa Bücker leitet die Redaktion des Onlinemagazins *Edition F*

„Hunderte Festivals“

Im Gespräch Romane aus dem Gastland der Buchmesse haben wir schon vorgestellt. Aber wie steht’s um die Lyrik?

der Freitag: Herr Jankowsi, woran liegt es, dass die indonesische Literatur – und damit die Lyrik – so unbekannt ist?
Martin Jankowski: Indonesien scheint uns zunächst zu groß, zu fern, zu anders. Bei der Lyrik mag es daran liegen, dass es im deutschen Sprachraum kaum Übersetzer aus dem Indonesischen gibt – eine Folge der Unlust deutscher Verlage, indonesische Literatur zu verlegen. Auch mentalkulturelle Unterschiede bewirken, dass man sich fremd bleibt. Außerdem begreift sich Indonesien selbst kaum als Literaturnation und stellt sich nicht als solche dar.

Martin Jankowski wurde 1965 in Greifswald geboren. Der Schriftsteller und Indonesienreisende realisierte seit 2001 zahlreiche deutsch-indonesische Literaturprojekte. Jankowski lebt in Berlin

Die indonesische Amtssprache ist seit 1945 Bahasa Indonesia. Was bedeutet diese Vereinheitlichung für das literarische Sprechen?
Indonesiens Gesellschaft ist ein Musterbeispiel für Diversität, eine hochkomplexe Mischung aus Kulturen und Traditionen, die seit Jahrhunderten friedlich koexistieren. Das Indonesische war bei seiner Einführung als Amtssprache insofern keine Umstellung, sondern eine Erleichterung, denn diese malaiische Sprache war die Lingua franca des indonesischen Archipels. Das Bekenntnis zu ihr kam Anfang des 19. Jahrhunderts aus der Bevölkerung selbst. Ihre Bedeutung und Popularität ist auch durch das Engagement etlicher Literatengenerationen entstanden. Bis heute mögen es die Indonesier, neben ihren lokalen Muttersprachen das Indonesische zu sprechen. Es ist ein Bekenntnis zur Einigkeit der Inselkulturen – und es gilt als die Ausdrucksweise des jungen, progressiven Indonesiens und seiner Literatur.

Sind die literarischen Gattungen mit den unseren vergleichbar?
Ja, es gibt Epik, Lyrik und Dramatik. Anders als bei uns findet aber die literarische Praxis weniger in festen Formen statt, sondern ist in den Alltag und die lokalen Lebensgewohnheiten eingebunden. Die traditionelle und moderne Poesie sind sehr populär, aber man liest sie kaum in Büchern, sondern man rezitiert sie in Wettbewerben oder schreibt und diskutiert sie in Internetforen.

Wie ausgeprägt ist die indonesische Lyrikszene?
Auch wenn kaum jemand Bücher kauft (die im tropischen Klima selten lange halten): Lyrik ist populär. Tageszeitungen und Internetforen sind voll davon, Rezitationswettbewerbe und Lyrikvertonungen gehören zum Kulturprogramm an Festtagen, fast jeder Indonesier kann viele Verse auswendig. Hunderte Lyrikfestivals und -gruppen bleiben allerdings in lokalen Kulturen verankert und werden national selten wahrgenommen. Wir Zaungäste bekommen eher die Szene von 200 bis 300 akademischen Lyrikern aus den Großstädten zu Gesicht, die hoch angesehen, sind aber nur von einer Minderheit gelesen werden.

Wir haben neulich das Gedicht eines Bauernsohns gehört, das von seinem Autor Agus R. Sarjono quasi singend vorgetragen wurde. Ist diese Rezitation typisch für indonesische Gedichtlesungen?
Typisch ist ein Hang zum dramatischen Vortrag: Den Text nüchtern vorzulesen, wie wir es bevorzugen, gilt als armselig und langweilig – ein guter Poet ist auch ein guter Rezitator. Ob man dabei singt, tanzt oder noch anderes tut, bleibt den Poeten überlassen; es geht darum, einen persönlichen Vortragsstil zu entwickeln. Indonesische Lyriker sind oft auch Performance-Künstler, eine Eigenart, die sie bei westlichem Publikum oft verbergen.

„Ein guter Poet ist ein guter Rezitator“

Welchen Lyriker oder welche Lyrikerin würden Sie zur Einstimmung in die indonesische Poesie besonders empfehlen? Und warum?
Weil sich Indonesiens Literatur, wie ich schon angesprochen habe, durch eine Vielfalt der Stimmen und Stile auszeichnet, lässt sich kaum Typisches empfehlen. Zwei Namen sollte man aber kennen, wenn man sich mit Indonesiens Poesie beschäftigt: Chairil Anwar (1922–1949) war der erste bedeutende moderne Dichter Indonesiens, ein eindringlicher und lakonischer Poet. Der einflussreichste Gegenwartsdichter war W. S. Rendra (1935–2009), ein Dichter, Dramatiker und Theatermann, unter dessen Einfluss die gesamte heute tätige Lyrikszene Indonesiens steht. Und denjenigen, die sich einen ersten Überblick über die indonesische Gegenwartslyrik verschaffen möchten, empfehle ich diedeutschsprachige Sonderausgabe von Indonesiens führendem Lyrikmagazin *Jurnal Sajak*.

sasakananas: INDONESIEN MATERIAL. gedichte und notate *Martin Jankowski*
Leipziger Literaturverlag 2015, 120 S., 14,95 €

Das Gespräch führte **Beate Tröger**

ANZEIGE

Alles dreht kopf

Games Virtuelle Realität ist seit Jahren ein Versprechen. Die Spielebranche steht jetzt kurz davor, das „Holodeck“ für alle erlebbar zu machen

FOTO: JOEL SAGET/AFP/GETTY IMAGES

Noch mehr Hardware: HMDs, „Head-Mounted Displays“

■ **Michael Schulze von Glaßer**

Vollkommen in die virtuelle Welt eintauchen zu können – das gelingt in der populären Science-Fiction-Serie *Star Trek* seit den 70er Jahren mit dem sogenannten Holodeck. Der Raum ermöglicht durch die Erschaffung einer visuellen, akustischen und sogar haptisch wahrnehmbaren virtuellen Umgebung ein Versinken in künstliche Räume, das Gefühl kompletter Immersion. Die virtuelle Welt wirkt real. Heute scheint das echte Holodeck technisch noch immer in weiter Ferne zu sein, einige Wissenschaftler bezweifeln sogar gänzlich, die fiktive *Star-Trek*-Technologie jemals umsetzen zu können. Ein neuer Schritt in Richtung Holodeck könnte immerhin zur Jahreswende gegangen werden. Dann sollen die ersten Virtual-Reality-Brillen auf dem Markt erscheinen. Das könnte zumindest den Medienkonsum revolutionieren.

Bei den vergangenen wichtigen Unterhaltungselektronikmessen dieses Jahres wie zuletzt der Gamescom in Köln (der weltweit größten) präsentierten alle großen VR-Hersteller die neuesten Versionen ihrer Brillen. Das im vergangenen Jahr für zwei Milliarden US-Dollar von Facebook gekaufte Unternehmen Oculus VR führte die Verkaufsversion seiner „Rift“ genannten Brille vor, die Anfang 2016 in die Läden kommen soll. Sony zeigte die für seine Playstation-Konsole bereits fertig entwickelte Brille mit dem Namen Morpheus. Und am Stand des Elektronikkonzerns HTC konnte man die in Zusammenarbeit mit dem Videospielhersteller Valve entwickelte Vive-Brille ausprobieren.

Zwar bestehen alle VR-Systeme aus einer Brille mit hochaufgelösten Displays für jedes Auge, es gibt aber auch Unterschiede. Um die Kopfbewegungen präzise in der virtuellen Welt umzusetzen, sind kleine Kameras nötig. Die Vive von HTC erfasst die Position der Brille mittels mehrerer Laser, was es dem Nutzer erlaubt, sich vollständig umzudrehen und im Raum zu bewegen. Das wird sich allerdings auf den Preis des VR-Systems auswirken.

Zwar halten sich dazu noch alle Hersteller bedeckt, Experten rechnen bei der Vive aber mit etwa 700 US-Dollar, die Oculus Rift soll anfangs vergleichsweise günstige 500 US-Dollar kosten – genauer zeigen wird sich das aber erst kurz vor Weihnachten. Dann sollen erste Exemplare der Vive auf den Markt kommen. Die anderen Produzenten wollen im Frühjahr und Sommer des kommenden Jahres mit dem Verkauf beginnen – Sonys Morpheus-Brille ist zwar schon fertig, passende Software aber noch nicht. Fehlende Nutzungsmöglichkeiten sind nur eins von vielen Problemen der kommenden VR-Systeme.

Viele Videospielhersteller bieten nämlich bereits Grafikeinstellungen für VR-Brillen an, speziell auf die VR-Systeme abgestimmte Spiele gibt es aber noch nicht. Das liegt auch an einem grundsätzlichen Problem: Sich in der virtuellen Umgebung durch das reale Bewegen des Kopfs umzugucken, um zu laufen, zugleich aber noch den Stick des Controllers oder eine Taste drücken zu müssen, fühlt sich „falsch“ an. Daher werden zunächst Spiele von VR profitieren, bei denen der Spieler in der virtuellen Umgebung sitzt. Das mittlerweile eigentlich veraltete Genre der Rail-Shooter, bei denen der Spieler unbeweglich von einer festen Position oder einem Fahrzeug aus Gegner abschießen muss, könnte ein Revival feiern. Sony zum Beispiel beeindruckte bei der Gamescom mit einer virtuellen Autoverfolgungsjagd, bei der die Spieler vom Beifahrersitz aus dem fahrenden Auto schießen mussten. Der französische Spieleproduzent Ubisoft hatte bei der Messe in Köln das VR-Spiel Eagle's Flight dabei. In dem Technologiedemonstrator steuert man einen Adler durch die eigene Kopfbewegung.

Auch Spiele, bei denen man in einem Kampfflugzeug oder Raumschiff sitzt, sind gut für die kommenden VR-Systeme geeignet. Zudem könnte man in fiktiven Weltraumflugsimulationen die virtuelle Steuerung im Spiel an die realen Tasten von Playstation- oder Xbox-Controllern anpassen und die Immersion dadurch nochmals verstärken. Gleiches gilt für Rennspiele: Heute ist es oft umständlich, sich im virtuellen Fahrzeug umzusehen und die Konkurrenten auf der Strecke ausfindig zu machen. Mit VR-Brillen muss man bald nur noch den Kopf bewegen. Mit den zur Verwendung an Konsolen oder dem Computer schon ausgereiften Lenkrädern, Pedalen, Schaltknüppeln und Rennsitzen wird das Unmittelbarkeitsgefühl nahezu perfekt.

Für das „falsche“ Gefühl beim Laufen gibt es derweil Lösungsversuche – mit noch mehr Hardware. Gleich mehrere Hersteller arbeiten an Plattformen, um auf der Stelle laufen zu können. Auf einer kreisrunden glatten Fläche bewegt man sich beim Cyberith Virtualizer auf Socken, beim Modell Omni des Produzenten Virtuix benötigt man dazu spezielle Schuhe. Um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, sind die Spieler bei beiden Systemen jeweils über einen Hüftgurt mit einem Rahmen verbunden, in dem sie sich frei umdrehen und beim Virtualizer sogar in die Hocke gehen können, was dann vom Spiel erkannt wird. Im Wohnzimmer wird man die platzraubenden Geräte aber dauerhaft wohl nicht stehen haben wollen.

Auch die normalen VR-Systeme benötigen Platz. Mit HTCs Vive kann man sich mehrere Meter frei durch den Raum bewegen, kurz vor einer realen Wand blendet die Software des VR-Systems rote Warnlinien ins Sichtfeld des Nutzers. Das heißt: je mehr Platz, desto größer die VR-Bewegungsfreiheit. Mit dem Aufkommen der VR-Technologie könnte also ein Ort mit neuem Leben gefüllt werden, den der immer kompakter werdende Heimcomputer überflüssig gemacht hat: der reale Hobbyraum im Keller. Denkbar wäre ebenfalls – wie am Anfang des Videospielzeitalters –, dass spezielle Spielhallen öffnen könnten, in denen man sich VR-Räume stundenweise mieten kann.

360-Grad-News

Denn ob die Systeme wirklich massentauglich sind und es in ein paar Jahren in jedermanns Haushalt geschafft haben, ist fraglich. Die Kosten sind vermutlich hoch, die Technik braucht Platz und muss teilweise sogar fest installiert werden. Da der Datentransfer hoch ist für die HD-Bilder in die Brillen und die Bewegungserkennung zurück, sind alle bisherigen Systeme zudem mit einem störenden Kabel ausgestattet. Offen ist überdies noch, wie lang es sich mit den VR-Brillen aushalten lässt: Die an Taucherbrillen erinnernden VR-Systeme sind nicht immer angenehm zu tragen, weil sich unter den Brillen die Hitze staut. Zudem klagen Tester über Übelkeit. Ähnlich wie beim 3-D-Kino verträgt nicht jeder das VR-Erlebnis.

Es stehen also noch etliche Fragezeichen hinter der Behauptung, dass Virtual-Reality-Systeme *the next big thing* werden. In jedem Fall bietet die Technologie viele Möglichkeiten – nicht nur im Videospielbereich, sondern auch für Film und Fernsehen. Statt nur auf einem Bildschirm könnte sich das Publikum künftig in einer Szene umsehen und damit noch intensiver im Geschehen sein. Einige Nachrichtenmedien experimentieren aktuell bereits mit 360-Grad-Videos, bei denen sich die Nutzer frei umsehen können.

Der Nachteil bei der Nutzung von VR für filmische Zwecke besteht in der mangelnden Fokussierung auf wichtige Szenen. Wenn der Nutzer in einem Film eine relevante Handlung nicht mitbekommt, weil er gerade zufällig in eine andere Richtung guckt, funktioniert die Geschichte vielleicht nicht mehr. Dasselbe gilt für Nachrichten: Zwar tauchen die Zuschauenden in das Geschehen ein – etwa eine Demonstration – und können sich einen Eindruck machen, entscheidende Details könnten ihnen aber entgehen. Interessant ist auch die Frage, wie Facebook die VR-Technologie nutzen will. Nach dem Kauf von Oculus wurde spekuliert, ob das soziale Netzwerk in Zukunft begehbar werden soll. Davon zu sehen war bisher aber nichts.

Die virtuelle Realität bleibt vorerst das seit *Star Trek* so plastische Versprechen. Mögliche gesellschaftliche Nebenwirkungen, etwa der Eskapismus der Nutzer, werden dort auch schon thematisiert: In der Science-Fiction-Welt gibt es ein eigenes Wort für den ständigen Wunsch nach der Immersion, für den zu intensiven Gebrauch dieser Technik: Holosucht.

Und was macht Facebook? Ist das soziale Netzwerk bald begehbar?

ANZEIGE

FOTO: WARNER BROS. PICTURES

Seine Halbglatze spielt eine Hauptrolle: James „Whitey“ Bulger (Johnny Depp)

Die aufrechte Gang

Kino Scott Coopers „Black Mass“, eine Mobster-Chronik aus Boston, hat man schon 100 Mal gesehen

■ **Matthias Dell**

Zu einem nicht unbeträchtlichen Teil handelt dieser Film von einer Halbglatze. Von einer ziemlich fiesen Halbglatze, einem Monument der Inkongruenz, einem Mahnmal des Missverhältnisses, weil diese Halbglatze die Akkuratesse dementiert, mit der die gräulich-gelblichen Haare in schon noch ambitionierter Länge nach hinten gekämmt sind. Da passt was nicht zusammen – der Stolz, mit dem diese Halbglatze getragen wird, und die traurige Realität, die sie ist. Deshalb kann man vom Stolz nicht auf Attraktivität schließen, sondern nur auf Macht.

Die Halbglatze gehört James „Whitey“ Bulger, getragen wird sie von Johnny Depp und eben das macht sie so zentral für Scott Coopers Gangsterfilm *Black Mass*: dass der teure Starkörper von Depp, der im Kino doch Begehren wecken soll, von solch einer bis ins Detail liebevollen Maskerade gekrönt wird. Für zwei Stunden geht Depp mit den Projektionen, die sich auf sein Äußeres richten, fremd in der grotesken Verkleidung des Bostoner Mafioso.

James Bulger ist eine Figur der Zeitgeschichte, ein weiterer Name aus dem unerschöpflichen Fundus realer US-amerikanischer Gangstergeschichten („based on a true story“), die, man kann beinahe sagen, organisch die mediale Bildproduktion am Laufen halten. Bulgers Geschichte vom kontraprodukiven FBI-Spitzel, der seine Position nutzt, um sich über die Polizei zu informieren und die kriminellen Geschäfte seiner „Winter Hill Gang“ zwischen 1975 und 1994 ungestört zu betreiben, ist schon filmisch bearbeitet worden: in Serien (*Brotherhood*), Dokumentationen (*Whitey*) und Martin Scorseses fiktionaler Variation *Departed – Unter Feinden* (2006), in der Jack Nicholsons Figur an Bulger orientiert war. Scott Coopers *Black Mass* nimmt sich nun aus wie der aufwendig und geschmackvoll gestaltete, um die richtige Chronologie bemühte finale Bildkatalog des Bulger-Verbrechertums, in den alle vorgelagerten medialen Verwurster integriert sind.

Frauen sagen: „Fick dich“

So erfährt Bulger vom Ende seines kommoden Lebens als Bostoner Mobster mit besten Verbindungen zur Polizei und familiären in die Politik (Bulgers jüngerer Bruder, gespielt von einem leutseligen-gebändigten Benedict Cumberbatch, war Senator) aus der Zeitung. Den anschließenden Enthüllungs- und Verhaftungsepilog bestreiten – die Technik macht's möglich – freigestellte Headlines aus jenen Tagen und originales Fernsehmaterial, das sich in seiner Alarmiertheit immer schon so verhält, als wäre es für Filme wie diesen produziert.

Black Mass versprüht aber nicht nur wegen der bruchlosen Verbindung von realer Verbrechensgeschichte und medialem Tagesgeschäft den Schweißgeruch des Gebrauchten. Redundant bis ermüdend wirkt der Film in der endlosen Reihe amerikanischer Gangstergeschichten, deren unausgesprochene Überbietungslogiken dann zu Extravaganzen wie Johnny Depps Halbglatze führen: Wer so hässlich ist, muss der fieseste Fiesling sein.

Drumherum appelliert das Production Design mit eckigen Autos, speckigen Spelunken und ohne störende Digitalkommunikation an behagliche Retrogefühle wie zuletzt J. C. Chandors *A Most Violent Year* (*Freitag* 12/2015), wobei dieser Film nicht nur die schickeren Kostüme und Requisiten, sondern auch eine feinsinnigere Regie zu bieten hat als *Black Mass*.

In Geometrie übersetzt, böte „Black Mass“ weder Kreise noch Ellipsen

Denn Coopers Film geht schwer an der breitbeinigen Männlichkeit, die seine Protagonisten ausmacht – wenn man *Black Mass* in geometrische Figuren übersetzen wollte, kämen Kreise oder gar Ellipsen nicht vor. Frontal schaut die statuarische Kamera den Menschen ins Gesicht, gemählich ist das Tempo, flach sind die Räume. Der Film fasziniert sich für die Gewalt, die dem Publikum mitunter stoisch direkt unter die Nase gehalten wird; wenn Bulger einen Verräter erwürgt oder der Neuling in der Gang (Jesse Plemons) seine anfangs verprügelte Visage vorzeigen muss, als ginge es darum, eine Maskenbildnerprüfung abzunehmen.

So folgt der Film ohne größere Absicht den Jahren der Fettleber in Bulgers Parallelwelt, in der, irische Wurzeln verbinden, am Ende Waffengeschäfte mit der IRA gemacht werden sollen: hier eine Bedrohung, da ein Mord, dort ein geschäftlicher Ausflug nach Miami. Frauen sagen: „Fick dich“, Männer sagen: „Fick dich“, Anzüge und Geschmeide des korrupten FBI-Polizisten und Kindheitsfreundes Connolly (Joel Edgerton) werden schillernder, Bulgers gravitätisch-zäher Strohbass schleppt sich machtvoll wie ein Löwe durch. *Black Mass* erinnert an 100 andere Gangsterfilme, die sich nicht entscheiden konnten, was sie sich zum Genre Neues überlegen.

Also wird das übliche filmische Vokabular ausbuchstabiert, darüber hinaus hat *Black Mass* keine Idee, was Bulgers Geschichte hergeben könnte außer einer Chronik. Eines der letzten Inserts, in denen das Publikum über die Strafen der hochgenommenen Gangster informiert wird, schreibt zum korrupten FBI-Mann Connolly, dass der lieber 40 Jahre akzeptierte, als über seinen alten Freund zu reden. Neben der Halbglatze von Johnny Depp handelt *Black Mass* also, das ist die dürftige Moral von der Geschicht', von der unverbrüchlichen Kraft einer Jungsfreundschaft.

Black Mass *Scott Cooper* USA 2015, 122 Minuten

Schneeweißchen und rosentot

DVD Rache wird hier kalt serviert, und sie hat Quentin Tarantino inspiriert: „Lady Snowblood“ aus dem Jahr 1973

■ **Fabian Tietke**

Ein Film, so schön, dass es einem beim Betrachten immer wieder den Atem verschlägt: Drei Männer bluten sterbend in den Schnee, während eine junge Frau im Schmetterlingskimono ungerührt ihr Schwert in den Griff eines Schirms zurückschiebt, diesen Schirm aufspannt und ihrer Wege geht.

Yuki Kashima, die junge Frau, wurde von ihrer Mutter zur Welt gebracht, um Rache zu nehmen. Rache für die Ermordung von Yukis Vater und Bruder, Rache für die Vergewaltigung der Mutter durch eine Gruppe von Kriminellen. Schon nach dem ersten Auftritt der Protagonistin ist klar, weshalb Toshiya Fujitas *Lady Snowblood* (*Shurayukihime*) von 1973 zu einem Klassiker des japanischen Kinos geworden ist: eine ikonenhafte Präzision der Bilder, ein meisterhafter Umgang mit Farbe, eine gelungene Balance zwischen tiefer Melancholie und dem Pathos des ästhetisierten Tötens. Der Kölner Verleih Rapid Eye Movies macht Fujitas Film nun erstmals in Deutschland in angemessener Qualität, auf Blu-Ray, verfügbar.

Zu Beginn verschränkt *Lady Snowblood* die Gegenwart Yukis mit der Geschichte der Mutter, die einen der Mörder noch selbst umbringen konnte. Kurz darauf wird sie jedoch verhaftet und muss die Racheart an die Tochter übergeben. Erzählt wird all das in einer Folge von Zeitsprüngen, die durch unterschiedliche Stilmittel gegliedert werden. In den Rückblenden greift der Film auf Zeichnungen und historische Fotos zurück und gibt über den Off-Kommentar und in Standbildern Hintergrundinformationen. Vergangenheit und Gegenwart verschmelzen schließlich im Rachefeldzug Yukis an den drei verbliebenen Peinigern der Mutter.

Meiko Kajis Verkörperung von Yuki knüpft an frühere Rollen der Schauspielerin an, in denen Kaji als Gangleaderin, Outlaw und Gefangene jugendliche Coolness und den Geist der Rebellion der späten 1960er Jahre verkörperte. Kaji spielt Yuki als nüchtern-berechnende Killerin, und so sehr ihre Verkörperung den Film insgesamt trägt, so fügt sie sich zugleich ein in die Geschichte, die die Rache der Tochter für das Leid ihrer Mutter als Naturgewalt zeigt.

Meiko Kaji singt

Wie Yukis Handeln von ihrer Mission, die drei verbliebenen Peiniger zu töten, bestimmt ist, so werden die wiederkehrenden überwältigenden Naturaufnahmen gebändigt von einem strengen Farbregime. Toshiya Fujita und Kameramann Masaki Tamura betonen das Wogen der Handlung durch den Wechsel zwischen einerseits vielfarbigen Landschaftsaufnahmen oder Stadtszenen, in denen Erdtöne dominieren, die nur Yukis leuchtende Kimonos hervorstechen lassen, und andererseits den Szenen des Tötens, in denen leuchtendes Weiß und Rot aufeinandertreffen.

Lady Snowblood basiert auf einem Manga von Kazuo Koike, der gemeinsam mit Kazuo Uemura auch das Drehbuch zum Film schrieb. Regisseur Toshiya Fujita hatte zuvor für das in die Krise gekommene Nikkatsu-Studio eine Reihe von Filmen gedreht, die zwischen Halbstarkenfilm und Softporno lagen. *Lady Snowblood* entstand außerhalb des japanischen Studiosystems mit minimalem Budget. Wie in den USA oder Italien bot das Exploitation-Kino in Zeiten der Krise für viele große Produzenten auch in Japan die Möglichkeit, formale Experimente mit Genre-Elementen zu verbinden. Auch Fujitas Film vereinigt Genreelemente und einen ausgeprägten Gestaltungswillen in sich. Nach der Fertigstellung wurde der Film vom japanischen Studioriesen Toho in den Verleih genommen.

Quentin Tarantinos Verneigung vor der Tradition des japanischen Exploitation-Kinos in den beiden Teilen von *Kill Bill* (2003/04) griff unzählige Versatzstücke des Films auf und der Soundtrack, zu dem auch Meiko Kajis Titelsong zu *Lady Snowblood* gehörte, führte zu einer Wiederentdeckung von Kaji als Sängerin. Letztlich hat *Lady Snowblood* dank Tarantino seinen Platz in der Filmgeschichte gefunden, neben Klassikern des B-Kinos wie *Django* oder *Foxy Brown*, die das Kino in den 60er Jahren neu erfanden und die ebenfalls Material zur Wiederaneignung für Tarantino boten.

Lady Snowblood (Shurayuki-hime) *Toshiya Fujita* Japan 1973, 102 Min., PAL, Sprache: Japanisch, UT: Deutsch, Blu-Ray bei Rapid Eye Movies. Arte zeigt den Film am 2. November

ANZEIGE

Die besten Zitate aus den Kommentaren auf **freitag.de/community**

„TTIP: Die Gans soll ganz ausgenommen werden“

H. Yuren

„Wenn es die ganzen Freiwilligen nicht gäbe, würden wir das Versagen des Staats bemerken?“

Tillebrei

» freitag.de/community

Korrupte Universitäten?

Christian Füller
Dämliche Doktorspiele
Dass Ursula von der Leyen in ihrer Dissertation gemogelt hat, ist kein wissenschaftlicher Weltuntergang. Für ihre politische Karriere ist es jedoch ein großes Problem
der Freitag 40 vom 1. Oktober 2015

Was mich interessiert, ist das korrupte System, das hinter diesen falschen Doktoren steht. Zum einen die elitäre Überheblichkeit, wonach Menschen mit Doktortitel sich immer für die besseren Experten halten. Komischerweise scheint Otto Normal ebenfalls unter dieser Auffassung zu leiden. Und dann Doktorväter, die nicht betreuen, taube Fakultätsvertreter, die die mündlichen Promotionsleistungen nicht einschätzen können wollen, weil Name und Stand des Doktoranden wichtiger sind als dessen Leistung. Hier müssen Bildungseinrichtung und das verantwortliche Personal an den Pranger gestellt und die Promotionsrechte der Fakultät entzogen werden. Schließlich wäre es ohne deren Versagen gar nicht möglich gewesen, diese lächerliche Dissertation als Doktorarbeit anzunehmen.
Ringo Wunderlich, Freitag-Community

Autos und Deutschland: eine Kombi-Nation?

Julian Heißler
Sehr, sehr hart
Matthias Wissmann war einst Verkehrsminister. Heute dient er den Autokonzernen als Cheflobbyist
der Freitag 40 vom 1. Oktober 2015

Leute, die ihre Karriere als PolitikerIn für eine Karriere in der Wirtschaft drangeben, sind durchweg kühle Rechner. Sich für das Gemeinwesen einzusetzen kommt für sie nur in Betracht, wenn sie ihren ganz persönlichen Vorteil davon haben. Die Politik ist für sie bestenfalls Mittel zur Optimierung der eigenen Karriere. Die deutsche Automobilindustrie hängt (noch) so voll Geld, dass ein Mann wie Wissmann mit von der Partie sein muss.
Balsamico, Freitag-Community

Nun ja, dass Deutschland ein Auto-Industrie-Land ist und als solches wahrscheinlich den Aufbruch in die industrielle und lebenskulturelle Zukunft verschlafen wird, verdankt es keineswegs zuerst den Autolobbyisten vom Schlage Wissmann & Co. Viel entscheidender ist hier der autoverliebte deutsche Michel. In einem solchen Umfeld haben Wissmann & Co. natürlich leichtes Spiel. Die Politik ist dem Autowahn – auch ohne Lobbyisten – verfallen, denn die WählerInnen sind vor allem eins: Autonarren.
Heinz Lambarth, Freitag-Community

Auch Luftangriffe sind Terror

Konrad Ege
Ein Anfang ist gemacht
Der Auftritt von Obama und Putin auf der UN-Vollversammlung ließ ahnen, wie die USA und Russland einander näherkommen könnten
der Freitag 40 vom 1. Oktober 2015

Auch jetzt wieder stellt sich die Frage, wie der Terrorismus mithilfe von Luftangriffen beseitigt werden soll. Die Infrastruktur und Waffen – die Frage sei noch erlaubt, wer die eigentlich geliefert hat – zu zerstören mag das eine sein, aber damit ist es doch nicht getan. Und ob den Russen nun das gelingt, wovon die Amerikaner immer sprechen – „chirurgische Präzision“ – möchte ich stark anzweifeln. Somit werden wieder zivile Todesopfer zu beklagen sein. Aus der Gewaltspirale kommt man auf diesem Weg nicht mehr heraus.
Daniel Uxa, Freitag-Community

Verschleierung vieler Verbrechen vermutet

Thomas Moser
Geheime Kommunikation
Der Stuttgarter NSU-Untersuchungsausschuss hat vertrauliche Informationen an Ermittlungsbehörden weitergegeben
der Freitag 39 vom 24. September 2015

Je mehr ich über den sogenannten NSU-Fall lese und höre, entwickelt sich bei mir das Gefühl, es eher mit einem V-Fall zu tun zu haben.
V für Verfassungsschutzbehörden,
V für Vertuschungsbehörden,
V für Vernichtung von wichtigen Akten und Informationen. Die Bemühungen ganze Heerscharen von Behördenmitarbeitern dienen offensichtlich der Verschleierung anstelle der Aufklärung.
Ein wahrhaftig trauriges Bild, das hier Teile des Rechtstaates BRD abgeben.
Vaustein, Freitag-Community

Die Wähler sind jetzt schon nicht mehr bereit, auszubaden, was die führenden Nationen angerichtet haben

Außenseiter sind nicht chancenlos

Konrad Ege
Ein Idealist gegen Clinton
Bernie Sanders will als strikter Gegner der Austeritätsdogmen Präsidentschaftskandidat der US-Demokraten werden
der Freitag 39 vom 24. September 2015

Auch wenn Bernie Sanders keine Chance haben sollte, werden seine Anhänger die beste Frau für den Job nur unterstützen, wenn die auch ein Auge auf sie und ihr Anliegen wirft. Bei der Wahl Obamas zum Kandidaten waren die Anhänger Hillary Clintons, sowohl die *pressure groups* als auch die wichtigen Parteiunterstützer in den Bundesstaaten, nicht unwichtig. Wenn Bernie Sanders es schafft, länger präsent zu sein, „tricklen“ (tröpfeln) seine langfristigen Ideen in das Programm der letztlich Gewählten ein. Gut, im *Freitag* so kompetent etwas zu diesem Kandidaten lesen zu können.
Columbus, Freitag-Community

Der Egoismus reicher Länder ist das Problem

Felix Werdermann
Widerstand ist zweckvoll
Der unregulierte Freihandel stößt bei vielen Menschen auf heftige Kritik. Wie konnte daraus eine breite Protestbewegung entstehen?
der Freitag 41 vom 8. Oktober 2015

Die Überschrift greift zu kurz. Spätestens das Einknicken der sozialdemokratischen Fraktion vor kurzem im Europa-Parlament bei der Abstimmung über die Schiedsgerichte hat gezeigt, dass Widerstand alleine das hoch umstrittene Abkommen TTIP kaum aufhalten wird. Deswegen muss man auch an einer besseren Alternative arbeiten, zumal es eine solche mit dem bei der SPD und Sigmar Gabriel längst in Vergessenheit geratenen Nord-Süd-Dialog von Willy Brandt bereits gibt. Dieser basiert darauf, dass die reichen Industrienationen die Globalisierung nicht im egoistischen Alleingang, sondern auf einer fairen Grundlage unter Einschluss der Entwicklungsländer gestalten. Das ist dringender denn je notwendig. Denn in der EU-Handelspolitik, die nicht wenige afrikanische Regionen eher noch ärmer macht, liegt auch ein Hauptgrund für den Flüchtlingsstrom über das Mittelmeer!
Rasmus Helt, per E-Mail

Abspaltung als Notwehr

Verena Boos
Im Sog der Sezession
Die Regionalwahl in Spanien gilt als Plebiszit über eine Unabhängigkeit Kataloniens. Der Konflikt mit dem Zentralstaat droht zu eskalieren
der Freitag 39 vom 24. September 2015

Gibt es denn für die Katalanen in Spanien keine Bündnispartner mehr, um dem spanischen Zentralismus die Zähne zu ziehen, Gerechteres auf die Füße zu stellen? Ist Abspaltung nicht eine schwache Notwehr, mit innerer Spaltung verbunden? Gemessen an anderen Optionen eine Flucht?
Columbus, Freitag-Community

Zynische Geschäfte

Bert Rebhandl
Kritik aus der Kurve
Mit ihrer Hilfsaktion will die *Bild*-Zeitung nicht nur Image und Auflage verbessern. Es geht auch um Fernsehrechte – und die sind ein kostbares Gut
der Freitag 39 vom 24. September 2015

Dass so viele Fangruppen von der heuchlerischen Aktion der *Bild*-Zeitung angewidert sind, ist keine Überraschung mehr. Rassismus ist ein großes Thema in den Kurven. Mit ihrer Meinungsmache ist diese Zeitung für die Stimmung mitverantwortlich, die es braunen und völkischen Hetzern leichter macht, in diversen Fanszenen Fuß zu fassen. Dass alle Erstligavereine die *Bild*-Aktion unterstützen, ist auch keine Überraschung – sondern ein Geschäft unter Werbepartnern. Immerhin haben verschiedene Clubs aus der zweiten Liga die Teilnahme an der Aktion abgesagt. Sie riskieren dadurch, es sich mit dem auflagenstärksten Printmedium des Landes zu verscherzen. Chapeau!
Heinthüer, Freitag-Community

Bevölkerung ignoriert Hintergründe

David Werdermann
Flucht aus der Verantwortung
Die Industriestaaten sind zwar die größten Verursacher der Erderwärmung, doch Klimaflüchtlinge weisen sie ab
der Freitag 40 vom 1. Oktober 2015

Kein populärer Politiker wird es wagen, zu fordern, dass alle, die für den Klimawandel verantwortlich sind, auch dafür haften. Wie soll er das seinen Wählern verkaufen? Die ja schon jetzt nicht bereit sind, für das einzustehen, was die von ihnen unterstützte Politik der Industrienationen weltweit angerichtet hat. Das wird so weiter gehen, weil die Wähler durch ihre Stimme genau denen die Macht erteilen, die dieser Verantwortung nicht nachkommen. Die aktuelle Flüchtlingsdebatte ist das beste Beispiel dafür, wie das politisch in unseren Systemen diskutiert und behandelt wird. Das ist die Blaupause für die Klimaflüchtlinge. Die öffentliche Debatte ignoriert die Hintergründe, die zu diesen Erscheinungen geführt haben und weist damit jede Verantwortung weit zurück.
Schna'sel, Freitag-Community

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen

KARIKATUR: AMELIE GLIENKE FÜR DER FREITAG

Impressum

Chefredaktion Jakob Augstein (V.i.S.d.P.), Michael Angele, Philip Grassmann
Verantwortliche Redakteure Jan Pfaff (Titelthema), Jan J. Kosok (Online)
Redaktion Ulrike Baureithel (FM*), Matthias Dell (FM), Lutz Herden, Michael Jäger (FM), Christine Käppeler, Katja Kullmann (FM), Maxi Leinkauf, Juliane Löffler, Sebastian Puschner, Felix Werdermann
CvD Frank Loehn
Gestaltung Maximilian Sauerbier (Art Direction), Felix Velasco (Titel), Niklas Rock (Bild), Lisa Kolbe
Redaktionelle Übersetzer Zilla Hofman, Holger Hutt
Redaktionsassistenz Jutta Zeise
Hospitanz Pia Rauschenberg, Ben Mendelson
Verlag und Redaktion der Freitag Mediengesellschaft mbh & Co KG, Hegelplatz 1, 10117 Berlin, Tel.: (030) 250 087-0 www.freitag.de
Geschäftsführung Jakob Augstein, Dr. Christiane Düts
Beratung Prof. Christoph Meier-Siem
Verlagsleitung Nina Mayrhofer
Anzeigen Johann Plank (Leitung) (johann.plank@freitag.de), Elke Allenstein (elke.allenstein@freitag.de)
Marketing & Vertrieb Franziska Liebchen (Leitung) (franziska.liebchen@freitag.de) Oda Hassepaß (oda.hassepass@freitag.de) Barbara Herzog (barbara.herzog@freitag.de), Madeleine Richter (madeleine.richter@freitag.de)
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit Oda Hassepaß presse@freitag.de
*= Freie/r Mitarbeiter/in
Jahresbezugspreis € 170,85 Ermäßigter Bezugspreis für Schüler, Studenten, Auszubildende und Rentner: € 122,40 jeweils inkl. Zustellung Inland. Im Ausland: € 201,45 (Europa) bzw. € 211,14 (Übersee)
Aboverwaltung QS Quality Service GmbH Telefon Kundenservice (040) 3007-3510 Fax Kundenservice (040) 3007 85 7044 E-Mail: service@abo.freitag.de Service-Zeiten Mo–Fr 8 bis 19 Uhr, Sa 10 bis 16 Uhr Der Freitag, Postfach 11 04 67, 20404 Hamburg Konto für Abozahlungen: Der Freitag Mediengesellschaft mbH & Co KG, IBAN DE39 1005 0000 0013 5050 50
Nationalvertrieb Axel Springer Vertriebsservice GmbH Süderstraße 77 20097 Hamburg www.as-vertriebsservice.de
IT- und Redaktionstechnik Heldisch networx GmbH
Druck BVZ Berliner Zeitungsdruck, Am Wasserwerk 11, 10365 Berlin, www.berliner-zeitungsdruck.de
Papier 100 % Recycling, trägt den Blauen Engel, produziert in Schwedt an der Oder, gedruckt in Berlin
Gesetzt in TheAntiquaF von Lucas de Groot, www.lucasfonts.com
ISSN 0945-2095
Kolumnenillustrationen www.ottoillustration.com

Alltag

Ohne den Geist Legba ist alle Spiritualität nichts: auf den Spuren des Voodoo im westafrikanischen Benin S. 22

der Freitag | Nr. 42 | 15. Oktober 2015

Immer in Betrieb

Hans-Georg Lindenau war militanter Hausbesetzer im Kreuzberg der 80er Jahre. Heute verkauft er Trödel und Schnickschnack für den Widerstand gegen das System. Zu Gast bei einem Anachronismus **S.23**

FOTOS: DANIEL KISTER, IMAGO (OBEN)

Die Konsumentin
Katja Kullmann

Kleine Krise in der Konsumkritik. Ich bekenne: Ich kaufe

Hallo, Frau Konsumentin, guten Tag, Herr Konsument. Hab ich Sie erwischt – Sie tun es schon wieder – Sie konsumieren – Ich seh's doch! Statt mal ein bisschen die Welt zu retten, sitzen Sie lahm herum, mit einem Bündel Papier in den Händen, für das soundsoviele Bäume ihr Leben gelassen haben, oder mit einem Kommunikationsgerät, das soundsoviel Anteile von Seltenen Erden enthält (Sie sitzen da mit dem Elektroschrott von morgen, nennen wir die Fakten doch beim Namen!), Sie ziehen sich also Buchstaben rein, die jemand anderer Ihnen hingestellt hat. Sie lassen es sich vorsetzen, nehmen sich's einfach. Und vielleicht, wer weiß, haben Sie nicht mal dafür bezahlt, sondern haben sich diese Wörter hier für umsonst aus dem Internet gerippt, Sie Schnäppchenjägerin, Sie Habenwollenmensch, Sie treuepunktesammelnder Kampfverbraucher, Sie!

Unangenehm, auf diese Art angefahren zu werden, stimmt's? Den Anpfiff bitte ich zu entschuldigen. Der barsche Ton hat sozialpädagogische Gründe. Er soll etwas aufzeigen. Außerdem ist die Laune an diesem Ende der Leitung gerade nur mittelgut – und davon möchte ich heute erzählen.

Seit bald zwei Jahren schreibt „die Konsumentin" nun übers Geldausgeben. Und just heute fällt mir erstmals auf, dass das Thema Konsum eigentlich ein undankbares ist. Im Grunde darf man da nämlich immer nur meckern. Ganze Warensegmente wurden hier schon in Grund und Boden geschrieben, von Reisesouvenirs bis zu Staubsaugern, von Designerquatsch bis zu Billigklamotten. Alles muss immer furchtbar sein, denn alle finden Konsum bekanntlich blöd. Und je lauter man also darüber schimpft, desto herzlicher fällt der Applaus aus.

Heute packe ich das nicht. Eine Konsumkolumnenkrise hat mich erfasst. Denn das eine oder andere ist grundlegend faul an sogenannter Konsumkritik. Nicht nur, dass eine solche Kolumne im Wesentlichen immer dasselbe erzählen soll – wie schlimm der Kapitalismus ist und die Umweltverschmutzung natürlich auch, ja, ja –, nein, es muss auch signalisiert, behauptet, vorgegeben werden, dass Sie und ich *auf der richtigen Seite stehen*. Stets läuft subtil der Gedanke mit: „Konsumieren? Das machen immer nur die anderen, die blöden Konsumidioten!"

Ehrlich gesagt, kommt mir das im Augenblick hochgradig bigott vor. Ein einziges Mal habe ich unverblümt über die Freuden des Einkaufens geschrieben. Es ging um Schallplatten, um Flohmarktvinyl, das ich vor der Schredderung rettete. Die Ökobilanz jener Anekdote war deutlich im Plus. Sonst habe ich hier aber – brav wie ein Gänseblümchen – immer nur auf alles Mögliche geschimpft. So, wie es sich gehört? Hm.

Heute habe ich darauf jedenfalls keine Lust, heute bringe ich es nicht über die Tasten. Ich habe kein Auto und kein Smartphone (tatsächlich nicht). Aber: Ich kaufe Coca-Cola in Plastikflaschen. Meine Garderobe besteht zu circa 18 Prozent aus H&M-Ware. Ich möchte bestimmte Bücher vor allem *haben* (das Lesen erfolgt eventuell später), meine Blumen besorge ich beim zweifelhaften Grünzeugdiscounter Blume 2000, wenn ich Liebeskummer habe, also etwa alle zwei Wochen, schalte ich das Reality-TV bei Vox oder RTL II ein, die Werbung schaue ich mir auch an, ich ziehe täglich X mal Y Zigaretten durch und horte meist zu viele Lebensmittel, und wenn sie verdorben sind, werfe ich sie weg.

Sorry, das musste einmal raus. Nächstes Mal weiß ich wieder alles besser. Genau wie Sie. Versprochen.

Flucht auf dem Schirm

Migration Auch Apps und Internetseiten gehören zur Willkommenskultur. Eine Bedienungsanleitung

■ **Marinela Potor**

Eine der ersten Smartphone-Apps speziell für Asylsuchende wurde in Dresden entwickelt. *Welcome to Dresden* hilft neu angekommenen Geflüchteten zum Beispiel bei der Arztsuche oder gibt Tipps für die ersten Schritte im Asylverfahren. Die App wurde gemeinsam mit Flüchtlingen konzipiert, um ihre brennendsten Fragen möglichst einfach und schnell zu beantworten. Mittlerweile gibt es die App für die drei mobilen Betriebssysteme von Google, Microsoft und Apple, bald soll sie in zehn Sprachen erscheinen. Andere deutsche Städte wollen dem Beispiel der Willkommen-in-Dresden-App folgen.

Einem ähnlichen Prinzip gehorcht der *Witten City Guide*. Die App bietet Flüchtlingen selbstverständlich Informationstexte in verschiedenen Sprachen, darüber hinaus können Nutzer über die sogenannte „Around me"-Suche wichtige Orte in ihrer unmittelbaren Nähe auf einer Karte finden. Mit Stadtplänen arbeiten auch die Webseiten *afeefa.de* (kurz für: Alle für einen, einer für alle) aus Dresden und *infocompass.eu* (Berlin). Sie sollen Flüchtlingen das Navigieren in den Städten erleichtern. *Afeefa* geht es dabei vor allem um die Vernetzung zwischen Behörden, Organisationen, engagierten Bürgern und Flüchtlingen. Felix Schönfeld und Joschka Heinrich, verantwortlich für das Konzept und die Programmierung der Webseite, haben viel Arbeit in die Entwicklung des Internetauftritts gesteckt: „Das Ganze fing erst als Gegenbewegung zu Pegida an und wurde dann zu einem Netzwerk engagierter Bürger. Jeder hat dabei viele Informationen über und für Flüchtlinge zusammengetragen. Da wurde schnell klar, dass wir eigentlich eine Softwarelösung brauchen." So entstand schließlich die Webseite, die mittlerweile in zehn Sprachen von Urdu (Nationalsprache in Pakistan) bis Tigrinya (Äthiopien und Eritrea) verfügbar ist.

Ähnlich funktioniert *Infocompass Berlin*. Dort finden Geflüchtete Sprachschulen, Kindertagesstätten oder auch Adressen von psychologischen Betreuungsangeboten sowie die Infopoints der Webseite. Einen anderen Ansatz verfolgt *Selfiejobs*. Die App aus Schweden wurde eigentlich speziell dafür entwickelt, jungen Menschen die Suche nach Arbeit zu erleichtern. Jobsuchende erstellen ein Profil, laden ihren Lebenslauf hoch und stellen sich mit einem kurzen Bewerbungsvideo vor. Arbeitgeber können dann bei der Suche nach Bewerbern wie bei der Dating-App *Tinder* auswählen: Kandidaten, die ihnen gefallen, werden auf dem Bildschirm in eine Richtung gewischt, Kandidaten, die ausscheiden, in die andere. *Selfiejobs* ist nicht das einzige Jobsucheprojekt. Die Webseite *workeer.de* zum Beispiel soll Geflüchteten und Migranten bei der Arbeits- und Ausbildungssuche helfen. Sie ist als Abschlussprojekt zweier Bachelorstudenten entstanden.

So gut die Absichten ihrer Erfinder sind, bei vielen Applikationen besteht noch Verbesserungsbedarf. Manche befinden sich noch in der Betaphase, mit den typischen technischen Pannen. *Auto CV* von Selfiejobs hängt sogar noch in der Entstehungsphase fest. Derweil entwickeln Großkonzerne wie SAP ihre eigenen Apps für Migranten. Die Zeit wird zeigen, welche der vielen Angebote den meisten Zuspruch bekommen. Auch wenn viele dieser Programme mit Hilfe von Geflüchteten erstellt wurden – eins fehlt bei allen Apps noch komplett: ein verlässliches Feedback von den Betroffenen. Keiner weiß bisher genau, ob und wie viele Flüchtlinge die Angebote überhaupt nutzen.

Storyboard

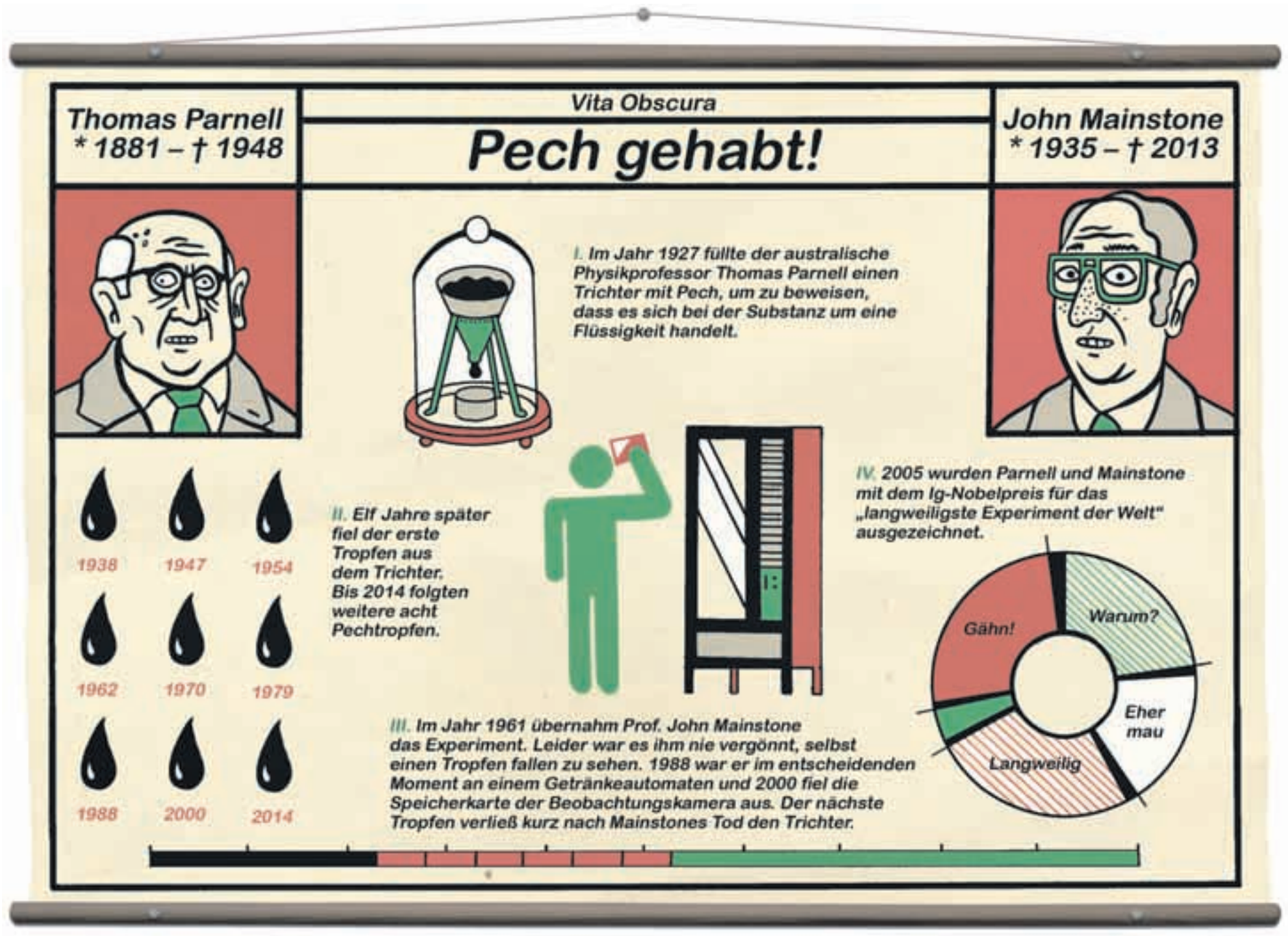


ILLUSTRATION: SIMON SCHWARTZ FÜR DER FREITAG

Nicht in Berlin Wer sich eine Weile in Westafrika aufhält, wird leicht vom Voodoo mitgerissen

Du sollst kein Bild machen

In der fast unerträglichen Mittagshitze betreten wir Ouidah. Früher legten in der Hafenstadt an der Atlantikküste von Benin Sklavenschiffe an. Ouidah, einst auch Königssitz, war das Zentrum für den Menschenhandel nach Amerika. Und hier wurde der Voodoo geboren. Der Spirit der Sklaven kam uns auf unserer Reise durch das eintönige, platte, westafrikanische Land immer näher.

Zuerst war da diese Beerdigungsprozession im Norden Togos, von der wir glaubten, sie sei ein Karnevalsfest, bis wir den mächtigen Sarg sahen, der an der Spitze des Zugs von ein paar hübschen Männern getragen wurde. Wir liefen mit, tanzten und nahmen vom Selbstgebrannten, den man uns anbot. Wir schritten hinauf zum heiligen Berg, wo ein Huhn geköpft wurde, Frauen singend die Hüllen fallen ließen und die Prinzen und Könige des Dorfs dem Toten Spalier standen. Anschließend wurde der Tote wieder vom Berg geschleppt. Auf einem staubigen Dorfplatz versammelten sich hunderte Menschen und kreisten um den Sarg. Dieser Clash mit dem Tod wirkt elektrifizierend. Das Sterben als gesellschaftliches Ereignis.

Gut fürs Geschäft

„Wo geht es zur nächsten Voodoo-Performance?", fragen wir im Touristenbüro von Ouidah. An den Wänden hängen abstrakte Malereien, der Mann hinter dem Schalter im kurzärmeligen Priesterhemd zieht eine in Plastik geschweißte Preisliste aus einem Holzregal. Er schlägt eine Zeremonie am Abend vor, die wir schnell als Touristenfang enttarnen. „Ah, vous êtes des connaisseurs!", ruft er, ihr kennt euch also aus. Dann schaut er auf die Uhr. Da wäre noch eine Zeremonie in einer kleinen Nachbarschaft am Meer – wir müssten aber sofort los. Er lädt uns auf sein Moped ein und rast von einem Schlagloch zum nächsten. Was eigentlich zelebriert werde, wollen wir wissen. „Es ist die Geschäftsgründung zweier junger Männer, die ihr Unternehmen auf den rechten Weg schicken wollen", ruft er und stoppt vor einer Betonsiedlung. Dieser schmucklose Kubus soll der Tempel sein? Neben dem Eingang wartet der Schutzpatron und persönliche Götterbote des Dorfs, der Legba. Ohne ihn ist alle Spiritualität nichts. Und so begegnet man den heiligen Statuen in Westafrika in jedem Dorf. Es gibt den Hauslegba, der auf dem Kaminsims thront und Besucher mit bösen Absichten verwünscht, oder den Reiselegba im Taschenformat, aus Lehm geformt und mit Kippe im Mund.

Der reale Priester in Ouidah hat breitbeinig auf einer raumumspannenden Betonbank, die in die Seitenwände eingelassen ist, Platz genommen. Sein Gesicht über dem massigen Körper blickt faul und selbstgefällig ins Leere. Manche Teilnehmer aber nicken uns lächelnd zu. „Sie sehen es als ein gutes Zeichen, dass ihr da seid, ihr symbolisiert hier Reichtum und Wohlstand", sagt der Mann vom Touristenbüro. Eine greise Frau vollzieht die Zeremonie, der Priester gibt hin und wieder eine Anweisung. Eine Ziege wird geopfert, dann zwei Hühner, deren Blut in Schalen aufgefangen und dem heiligen Legba dargebracht wird. Der Priester taucht seine Fingerspitzen in das Blut und wirft ein paar Steine. Beim dritten Wurf stimmen die Versammelten einen Gesang an, den sie mit sanften Schlägen auf die Brust begleiten. Trommeln setzen ein, erste Tänzer erheben sich und führen mit heftig schlagenden Armen einen Vogeltanz auf. Er soll Hexen abschrecken, die in den Körper kleinerer Vögel schlüpfen, um bei den Nachbarn herumzuspionieren.

Schlecht fürs Ritual

Den Tänzern werden während der Session Münzen an die Stirn geheftet. Schließlich sollen auch wir tanzen. „Mami Wata!", ruft mir jemand zu – ein Ritterschlag. Mami Wata, eine hochverehrte Göttin und Nixe, findet man in Westafrika allerorten, in Kinderbüchern, auf Bildern, im Internet oder in der Musikszene. Taucht sie mal in der profanen Welt auf, ist das Stoff für die sozialen Netzwerke.

FOTO: CORINNA KOCH

Die Vodúnsi bestimmen das gesellschaftliche Leben in Benin

Voodoo ist in Benin, das seit 1960 von den Kolonialherren aus Frankreich unabhängig ist, im Grunde die Staatsreligion. Rund 20 Prozent der Einwohner bekennen sich zu dem Kult, der als weiße und schwarze Magie weltbekannt wurde. In der Sprache der Fon-Ethnie bedeutet das Wort ursprünglich „das, was man nicht ergründen kann". Voodoo, mit seinen klaren Hierarchien, ist auch ein System der Macht. Die Vodúnsí, wie sich die Voodoo-Jünger nennen, bestimmen das gesellschaftliche Leben in Benin. Jeder Hausbau, jede Geschäftseröffnung, jede Heirat, jede Reifeprüfung und jeder Todesfall müssen geweiht werden. Es gibt Götter für die Liebe, für die Macht, für das Geld – inzwischen auch für Mobiltelefone und für Satellitenschüsseln. Wie man in Deutschland eine Versicherung für das neue Notebook oder für Brustimplantate abschließt, macht man in Benin einen Deal mit den Göttern. Dafür braucht diese Religion keine Allgemeinen Geschäftsbedingungen und kein Buch wie die Bibel.

Später am Nachmittag begegnet uns ein selbsterklärter Posthippie aus Versailles. Er hat den Mittag bourbontrinkend an der Bar eines schäbigen Hotels verbracht und sucht jetzt noch den spirituellen Kick. „Am Schlangentempel erzählten sie mir, dass ich zum großen Mangobaum gehen soll, da gibt es immer eine Zeremonie", sagt er. Wenige Straßen weiter sehen wir dann tatsächlich Vodúnsí, die sich unter einem gigantischen Mangobaum versammelt haben, der von Priesterinnen umtanzt wird. Zuschauer drängen sich dicht aneinander. Der leitende Priester blickt von seinem mit einem Baldachin überspannten Posten regungslos auf das Treiben seiner Jünger. Wir setzen uns auf Plastikstühle.

Plötzlich stößt eine der Tänzerinnen einen grellen Schrei aus und zeigt mit dem Finger auf den Mann aus Versailles. Er hat seine Kamera gezückt! Der Schrei der Priesterin geht in ein wütendes Zetern über, die anderen fallen ein. Die Kieferknochen des Oberpriesters arbeiten. Jemand fordert lautstark eine Strafe von 200 Dollar. Der Franzose weigert sich und ruft: „Voodooo ist für alle da!" *Corinna Koch*

„Revolution ist erst mal nichts Positives“

Hans-Georg Lindenau betreibt seit über 25 Jahren einen Laden für Revolutionsbedarf in Berlin. Ist das heute nicht Folklore?

■ Sophie Elmenthaler

Wer vom Görlitzer Bahnhof in Berlin-Kreuzberg Richtung Norden durch die Manteuffelstraße läuft, trifft häufig auf Touristen. Falafelläden wechseln sich mit Spätverkaufsstellen, Designmöbelgeschäfte mit überteuerten Secondhandshops ab. Die meisten Häuser sind saniert, Brandmauern tragen Street-Art. Dann passiert man plötzlich einen grau verputzten Altbau mit abgeblätterten Fensterrahmen, an der Fassade hängen Jacken und Rucksäcke, mit Ketten gegen Diebstahl gesichert. Wie aus der Zeit gefallen wirkt das Haus, wie ein Fossil des alten, dreckigen Punker-Kreuzbergs.

Über dem Hochparterre prangt ein handgeschriebenes Schild: „M99 – Laden für Revolutionsbedarf“. Er gehört Hans-Georg Lindenau, und wer den Laden betritt, wird erst mal angepflaumt. „Bitte entspann mich, indem du dich zum Känguru machst mit deinem Rucksack“, sagt eine Stimme, noch bevor der dazugehörige Körper zu sehen ist. Känguru? Damit meint Lindenau, erklärt er später, dass der Rucksack vor dem Bauch getragen werden soll. Das zweiteilige Geschäft ist so vollgestellt, dass es schwierig ist, nicht irgendwo anzustoßen.

Wechselgeld im Hosenbein

Es ist ein unüberblickbares Sammelsurium sozialistischer und anarchistischer Klassiker, veganer Kochbücher und queerfeministischer Comics. Daneben zapatistischer Kaffee, vegane Schuhe und Antifa-Aufkleber. Dieser erste Teil des M99 geht nach rechts in eine Höhle aus Kleidungsstücken über, teils in Plastikboxen, teils hängen sie an Kleiderbügeln in einer windschiefen Regalkonstruktion. Am oberen Ende, da, wo der hintere Teil des Ladens beginnt, sitzt Lindenau in seinem Rollstuhl, ein graumelierter Mann Mitte 50 mit runden braunen Augen.

Er sitzt da wie in einem Biotop. Lindenau trägt Arbeitsschuhe und schwedische Schneehosen mit durchgehenden Reißverschlüssen, „so kann ich das Wechselgeld und andere wichtige Dinge in den Hosenbeinen aufbewahren“, sagt er. Im M99, das er seit über 25 Jahren betreibt, kann man alles kaufen, was man für den Widerstand gegen das System so gebrauchen könnte: Pfefferspray, Regenjacken, sogar gebrauchte Polizeihelme mit Visier.

Bevor Lindenau den Laden führte, hat er Häuser besetzt. Viele seiner ehemaligen Mitstreiter wohnen jetzt in sanierten Altbauten, sind arriviert, trinken Chianti zur französischen Käseplatte. Und obwohl das M99 kein besetztes Haus war, hält Lindenau die Fahne hoch. Er hat sich und sein Haus aus den 1980ern praktisch unverändert in 21. Jahrhundert gerettet.

Aber kann man im Jahr 2015 noch ernsthaft Revolutionsbedarf verkaufen? Oder ist das M99 längst Teil der Kreuzberger Folklore, die die Touristen so sehr schätzen? „Wie kann ich dir weiterhelfen?“, fragt Lindenau, wenn Kunden eintreten. Meist suchen sie „Refugees Welcome“-Pullover oder Parkas. Lindenau erklärt ihnen, wo sie die finden, und wie sie sich zu verhalten haben, um das Gewünschte zu bekommen. „Schau bitte da hinten in der Ecke nach der Box mit dem passenden Motiv“, sagt er, „und bring mir die Kiste hierher.“

„Entspann mich, indem du dich zum Känguru machst“, sagt Lindenau

Lindenau, oder auch HG, wie er hier meist genannt wird, sucht dann in der Box nach der richtigen Größe, lässt den Kunden die Kiste zurückstellen, kassiert, plaudert ein bisschen. Manchmal müssen Kunden mit ihm zusammen im Keller nach der passenden Größe suchen, oder unter detaillierten Anweisungen in den oberen Regalen nachsehen. Manchmal steigt Lindenau auch selbst auf die Leiter. Der Mann sitzt zwar im Rollstuhl, aber ist nur halb querschnittsgelähmt und kann sich mit einiger Anstrengung fortbewegen.

Dann hangelt er sich im Rückwärtsgang am Interieur seines Geschäfts entlang die drei Stufen nach draußen herunter, wo sein zweiter Rollstuhl links neben der Tür steht. Vor dem Laden verschenkt er Kleiderspenden und Kleinkram in Drahtkisten. Kunden, die währenddessen den Laden betreten, pfeift Lindenau zurück. Wenn jemand klaut, kann er ihm ja nicht hinterherrennen.

Wer sich eine Weile vor dem Laden aufhält, stellt fest, dass der Anachronismus M99 Menschen hat, die zu ihm gehören. Alte, kaputte Punks über 50 in linkischer Haltung nehmen Klamotten mit. Neben ihnen wühlen ältere Damen mit hennarotem Haar und einer Menge Make-up in den Drahtkisten. Und dann sind da die Antifas, die erst mal eine rauchen, wenn Lindenau zu viele Kunden gleichzeitig abfertigen muss. Bei ihrem Anblick fragt man sich, was sich eigentlich mehr verändert hat: die Menschen oder die Häuser?

Das M99 wirkt wie ein Refugium für alle, die steigenden Mieten und neu verputzten Fassaden nicht folgen können oder wollen. Für alle, die Kapitalismus nicht nur falsch finden, sondern zumindest ab und zu auch was dagegen tun. Acht Hauseigentümer und mehrere Räumungsklagen hat Hans-Georg Lindenau bereits überlebt. Nie wurde irgendetwas an dem Gebäude verbessert, trotz permanenter Einsturzgefahr. Der grau verputzte Bau blieb, wie er war, mit seinen zehn Mietparteien, Außentoiletten und Aufklebern im Flur.

Der aktuelle Hausbesitzer will das Haus aber nun instand setzen. Auf vielen Etagen wurde bereits saniert. Das Wohnen soll teurer werden. Knapp über vier Euro pro Quadratmeter zahlt Lindenau zur Zeit, für ihn das Maximum. „Ich kämpfe gegen das Spekulantentum“, sagt er. Zu seinem Universum gehört neben dem Laden und dem einsturzgefährdeten Keller eine Wohnung im ersten Stock, in der Lindenau schon die verschiedensten Mitbewohner einquartiert hat. Er lebe nicht gern allein, sagt er, manchmal brauche er Hilfe, auch wenn er sich so eingerichtet hat, dass er trotz Rollstuhl fast unabhängig leben und arbeiten kann. Diese wechselnden WG-Kumpanen waren für den neuen Hauseigentümer der Anlass, ihm eine Räumungsklage wegen illegaler Untervermietung anzuhängen, in erster Instanz erfolgreich. Die Berufungsklage von Lindenau liegt noch unentschieden beim Landgericht. Wenn er scheitert, muss er raus. Aber er wird kämpfen. Aus Prinzip.

Hans-Georg Lindenau, der in 70ern aus Franken nach Berlin kam, hat den Laden Mitte der 1980er übernommen, von zwei Junkies, wie er sagt. Die autonome Szene von Kreuzberg war zerstritten, die Blütezeit der Hausbesetzungen langsam vorbei. Er war überall dabei, bei den Besetzungen in der Waldemarstraße 52 oder in der Dresdener Straße 16. „Wir waren militante Reformisten“, sagt er, getrieben von der Überzeugung, dass sie in einer Wohlstandsgesellschaft auf Kosten der anderen lebten. Die Besetzer wollten die Häuser vorm Abriss bewahren, sie als billigen Wohnraum erhalten. Weit über Kreuzberg hinaus wurde die Szene durch Rio Reiser und seine Band Ton Steine Scherben bekannt, deren Lieder heute linke Klassiker sind. Die verschiedenen Besetzergruppen hielten lange zusammen, beharrten auf ihrer sogenannten Nichtverhandlerposition, und wollten auch die Freilassung inhaftierter Mitstreiter zu erzwingen.

Das analoge Facebook

Mit der Zeit knickten immer mehr Leute ein, ließen sich auf Einzelverträge mit dem Bezirk oder den Eigentümern ein, die ihnen garantierten, als normale Mieter in den Häusern wohnen zu bleiben, für wenig Geld und mit den nötigen Sanierungsmaßnahmen. „Für mich war das letztlich ein Sieg des Egoismus über das Gemeinwohl“, sagt Lindenau. „Im Prinzip haben wir dem Staat damals geholfen, einige Missstände zu kitten und die Auswirkungen des ausbeuterischen Systems abzufedern.“ Es sei falsch gewesen, nur den Kiez im Blick zu haben. Schließlich kämpften Menschen auf der ganzen Welt gegen Unterdrückung.

Für Lindenau fiel die Zeit Ende der 80er mit einer persönlichen Krise zusammen, er litt unter Depressionen, fühlte sich gemobbt von anderen Linken und verfolgt von der Polizei. Irgendwann gab es einen Selbstmordversuch, oder einen Unfall, was genau passierte, sei bis heute nicht geklärt. Lindenau fiel vom Kirchturm am Lausitzer Platz, er war damals oft in der Kirche zur Entspannung. Er weiß nicht mehr, wie er da hochkam, sagt er. Offenbar hatte er ohne Erfolg um Hilfe gerufen, so erfuhr er später im Krankenhaus. „Ich wollte mich nicht wirklich umbringen“, sagt Lindenau. Er überlebte nur knapp, mit inneren Blutungen und langem Koma. Seitdem sitzt er im Rollstuhl. Aus der autonomen Szene hat er sich seit dem Unfall zurückgezogen, er geht nicht mehr auf Demos. Die Leute kommen jetzt zu ihm.

„Ich habe eine neue Form des politischen Engagements entwickelt“, sagt er, während er die Bewegungen der Kunden im Laden scannt. „Eine Art klandestine Technik.“ Statt Aktivist zu sein, fungiere er nun als eine Kommunikationsplattform. Eine Art analoges, antikapitalistisches Facebook. Lindenau will die Leute vernetzen, er debattiert mit ihnen, während sie sich „Nie wieder Deutschland“-Aufkleber oder schwarze Regenjacken kaufen. Er teile seine Kunden in drei Kategorien: „Traveller Konsum“, „Traveller Dialog“ und „Traveller NGO“. Traveller, also Reisender, weil für ihn alle Reisende sind. Die erste Gruppe wolle nur etwas kaufen, ihn und seinen Laden als Skurrilität konsumieren, die zweite sei offen für Gespräche und die dritte tauge zur Erweiterung des Netzwerks. NGO-Typen werden mit Informationen versorgt.

„Ich habe eine neue Art des Engagements entwickelt, eine geheime Technik“

Will Lindenau immer noch eine Revolution anzetteln? „Na ja“, sagt er, „eine Revolution ist ja zunächst einmal nichts Positives. Es ist eine Umwälzung, die nötig ist, um etwas zu verändern. Wenn man eine Revolution anfängt, weiß man noch nicht, ob sie Erfolg hat.“ Er ist nicht mehr so idealistisch wie als Teenager im Westberlin der 70er Jahre. „Man muss seine Erwartungen anpassen“, sagt er und meint damit, dass man seinen Einfluss nicht überschätzen soll. Aber er will die Welt mit seinem Laden und indem er manchmal für das Portal *indymedia* schreibt, besser machen. Durch das Internet habe er heute einen viel besseren Überblick darüber, was global geschehe und welche Strategien erfolgreich seien.

Eine Gesellschaft ohne Kapital, ohne Unterdrückung irgendwelcher Minderheiten, ökologisch und anarchistisch – das wäre in seinem Sinne. Was wird passieren, wenn er den Laden, sein Biotop, sein Refugium, für das er schon so lange gekämpft hat, aufgeben muss? Lindenau zuckt mit den Schultern. Wahrscheinlich werde er sich bei seiner Mutter polizeilich melden und auf der Straße leben, sagt er, „bis ich genug Geld beisammen habe, um zu meiner Freundin nach Costa Rica zu ziehen“. Er könne Geld als antirassistischer Folklorekünstler auf der Straße verdienen. Man kann miterleben, wie laut und wie hoch er singen kann – wenn zu viele Kunden gleichzeitig auf ihn einreden.

Ob der Traum vom Leben in Costa Rica aufgeht, weiß er noch nicht. Er hat seine Freundin eine Weile nicht gesehen, wegen dieses Rechtsstreits den er am Hals hat. „Sie ist die einzige Person in meinem ganzen Leben, die wirklich mit mir umgehen kann“, sagt er. Sie wollen sich auf einem Baumhaus im Regenwald einrichten, das hätten sie irgendwann beschlossen, als sie noch zusammen durch die Welt gezogen sind. Ein neuer Lebensraum nach eigenen Regeln, ohne Ausbeutung.

Draußen ist es mittlerweile dunkel, ein Kunde mit Glatze und Bomberjacke betritt den Laden, sieht aus wie ein Skinhead. „Was suchst du denn“, fragt Lindenau. Ein T-Shirt, antwortet der junge Mann, mit der Aufschrift „Ich glaube eher an die Unschuld einer Hure als an die Gerechtigkeit der deutschen Justiz“. Lindenau sagt, so was würde er nicht anbieten, „das würde ja suggerieren, dass eine Hure etwas Schlechtes ist“. Dann verwickelt er den Kunden so lange in ein Unterhaltung, bis er herausgefunden hat, dass dieser nicht die falsche Gesinnung hat, sondern einfach nur kreisrunden Haarausfall. Er erzählt noch, dass der Laden Ende des Jahres wahrscheinlich geräumt werden soll. Vielleicht kommt der Kunde ja wieder. Und kämpft mit.

Am Ende mit Gewalt

Häuserbesetzungen waren in den 1970er und 1980er Jahren bundesweit verbreitet. Die erste Hausbesetzung fand 1970 in Frankfurt an Main statt, doch zehn Jahre später kam Berlin zu seinem Ruf als Zentrum der Okkupierer.

Das war der damaligen Stadtentwicklungspolitik geschuldet: Denn das „Flächensanierungskonzept“ sah vor, ganze Straßenzüge von Altbauten in einem Zug abzureißen und durch Neubauten wie die am Kottbusser Tor in Berlin- Kreuzberg zu ersetzen.

Das bedeutete in der Praxis: langwierige Entmietungen ganzer Straßen. Viele Häuser standen leer, während Menschen gleichzeitig Wohnungen suchten.

Wegen dieser offenbaren Diskrepanz konnten viele Hausbesetzer mit der Solidarität der Bevölkerung rechnen. Bis sich die Szene radikalisierte und auf Räumungen zunehmend mit Molotow-Cocktails reagierte. Es kam zu Schlachten wie der in der Mainzer Straße im November 1990.

Die meisten Häuser wurden nach und nach legalisiert, also in reguläre Mietverhältnisse überführt, oder geräumt. Nur noch wenige der besetzten Häuser existieren bis heute (*berlin-besetzt.de*). *SE*

ANZEIGE

A–Z Buchmesse

FOTO: MARTIN LENGEMANN/LAIF

Gesetze Man kann sich leicht verlieren in den riesigen Hallen in Frankfurt – genauso unübersichtlich sind die klassischen Gepflogenheiten der Buchmesse, dieses „Oktoberfest der Branche“. Wer darf zu welchem Empfang, und wo treffen B-Promis auf Flüchtlinge? Eine Einführung von Jan Drees

A

Apéro Wortverwandt, aber nicht zu verwechseln mit dem ähnlich klingenden Orangenbitter, ist es eine besondere Form des Empfangs, den vor allem die Schweizer Verlage nach Frankfurt exportiert haben. Der Apéro erinnert natürlich daran, dass Diogenes 2015 auf der Messe nicht vertreten ist. **Die Zürcher sparen, seit Anfang des Jahres die Bindung des Franken an den Euro aufgegeben worden und alles unermesslich teuer geworden ist.** Zwar wird noch immer, ähnlich wie beim →Kritikerempfang oder bei den anderen Abendveranstaltungen (→Partyhopping), offiziell eingeladen zu diesen kleinen Empfängen mit Sekt, Wein und Snacks (→Verpflegung). Da diese aber nun direkt auf dem Messegelände stattfinden, kann sich jeder Gast einfach dazugesellen, etwa Freitag ab 16 Uhr am Wallstein-Stand oder – Augen auf beim Rundgang – überall dort, wo Menschen mit Gläsern in der Hand beisammenstehen und in aufgeräumter Stimmung miteinander plaudern. Zum Beispiel über die tagsüber erbeuteten Freiexemplare.

B

B-Promis Sie sind das Salz in der Poetenbrühe einer jeden Buchmesse. Während mit zig Literaturauszeichnungen behängte Schriftsteller beim →Apéro den süßen Sekt abgreifen und der Feuilletonweisheit letzten Schluss rezitieren, irrlichtert eine eher buchstabenferne Klientel in →schlechter Luft zwischen den Gängen und preist auf Podien ihr neues(tes (Ghostwriting-) Produkt, wie in diesem Jahr Ex-Viva-Sternchen Enie van de Meiklokjes mit *Handmade mit Enie – Das große Kreativbuch*, Comedy-Youtuber Jonas Ems mit *Peinlich für die Welt*, Sängerin Maite Kelly mit ihrem *Hummel-Bommel*-Bilderbuch und Supernase Mike Krüger mit *Mein Gott Walther – das Leben ist oft Plan B*. Daniela Katzenberger, zuletzt vor allem für ihren Babybauch bekannt, gibt sich am Sonntag die Ehre mit: *Eine Tussi wird Mama*.

F

Flüchtlinge Am Sonntag haben Flüchtlinge freien Eintritt zu der Messe, und das ist eine besonders schöne Geste. Auch wenn Kritiker Henryk M. Broder motzt, es müsste von Veranstalterseite mehr passieren: „Wie wäre es damit? Zum Empfang der *FAZ*, dem feinsten Event am Rande der Buchmesse, werden außer Autoren und Kritikern auch Flüchtlinge eingeladen. Mit Rücksicht auf deren Gewohnheiten werden nur alkoholfreie Getränke serviert. Bei Suhrkamp steht Ulla Berkewicz an der Tür und begrüßt jeden Gast mit einem fröhlichen *Ahlan-wa-Sahlan“* – Herzlich willkommen (→Kritikerempfang). **Bei derartiger Kritik scheint vergessen worden zu sein, dass „die Messe“ die Summe aller Literaturmenschen ist.** Und die tun gerade eine ganze Menge. Karla Paul von Edel-E-Books und Autor Stevan Paul (→Verpflegung) gehören zu den Gründern der Initiative *#bloggerfuerfluechtlinge* und haben bereits über 130.000 Euro gesammelt. Verlage wie Langenscheidt oder Hanser (→Nobelpreis) bieten Wörter- und Sachbücher kostenlos zum Download an. Es gibt Solidaritätslesungen und Buchhandelsaktionen. Literatur eint die Völker.

H

Hoff Englisch ausgesprochen ist es nicht nur die Abkürzung für *Baywatch*-Mime David Hasselhoff, sondern auch die angelsächsische Aussprache eines der legendären Orte jeder Buchmesse: der Frankfurter Hof im noblen Bankenviertel. Das 1876 eröffnete Fünfsternehaus ist Absteige der Branchenstars – bei Zimmerpreisen ab 500 Euro und schlanken 1.224 Euro pro Nacht in der Executive Suite. Selbst der Concierge soll hier ein leidenschaftlicher Leser sein. Nach dem Feiern (→Partyhopping) geht es für Kritiker, Literaten und Verleger zum abschließenden Glas an die Bar. **Wer als Letzter geht, der zahlt die Zeche; wenn er Pech hat, auch für all jene, die sich rechtzeitig aus dem Staub gemacht haben.**

K

Kritikerempfang Er steigt mittwochs ab 17 Uhr; für geladene Gäste, ohne Begleitung. Auch so ist im Wohnzimmer des einstigen Suhrkamp-Patriarchen Siegfried Unseld kaum ein Durchkommen, wenn nach der obligatorischen Lesung (2015 trägt Peter Sloterdijk vor) Feuilletonisten und Feuilletonliteraten bei Fingerfood und erlesenem Wein zusammenstehen. **Unfairerweise ist Richard Kämmerlings, Literaturchef der Tageszeitung „Die Welt“, auch 2015, wie in den beiden Jahren zuvor, nicht eingeladen worden.** Kämmerlings hatte im Zuge des Rechtsstreits zwischen dem Verlag und dem früheren Miteigentümer Hans Barlach die Verlegerwitwe kritisiert.

L

Langfinger Sie gibt es auch auf der Messe, denn hier werden keineswegs wertlose Blindbände, sondern echte Bücher in der Originalausstattung präsentiert. Den Bücherklau kann selbst die beste Standwacht (→Zwischenmiete) nicht verhindern. Es ist aber auch eine heikle Sache. Da ist man in ein Buch verliebt, kann es aber nicht am Stand selbst kaufen, sondern müsste zum legalen Erwerb die Messebuchhandlung aufsuchen, sich durch die Menschenmassen quälen, lange in der Schlange stehen. Zudem sind die Bücher nicht angekettet. Klingt aber etwas nach fauler Ausrede, wenn die Autoren hungern oder sich von Messekeksen ernähren (→Verpflegung). **Am Ausgang gibt es übrigens regelmäßige Taschenkontrollen.** Kleiner Trost für die Verlage: Titel, die am häufigsten geklaut werden, landen später auf der Bestsellerliste.

N

Nobelpreis Wenn in Bayern gejubelt wird, ist Nobelpreis – oder mit den Worten der Feuilletonsammler vom *Perlentaucher*: „Nachdem die Schwedische Akademie den Hanser-Verlagskatalog durchgeblättert hatte, entschied sie sich diesmal für die weißrussische Journalistin und Autorin Swetlana Alexijewitsch.“ Seit 2006 haben sieben Autoren des in München beheimateten Hanser-Verlags die weltweit höchste Literaturauszeichnung verliehen bekommen. **Diesmal wurde der Gewinner schon vor der Buchmesse bekannt gegeben. Viele Verlage konnten ohne den obligatorischen Champagner anreisen, der an manchen Ständen bereits kaltgestellt ist, sollte es ad hoc Anlass zur Feier geben.** Dumont, der Kölner Verlag, der den ewigen Nobelpreiskandidaten Haruki Murakami verlegt, hatte für dieses Jahr bereits eine Plakataktion im Falle des Nichtgewinns geplant. Die Bilder gingen bereits in der vergangenen Woche durch die sozialen Medien. Vor das groß ausgedruckte Cover von Murakamis Bestseller *Die Pilgerjahre des farblosen Herrn Tazaki* hielten die Mitarbeiter den urkölschen Satz: „Mer muss och jönne künne.“

P

Party Vor allem an den Fachbesucherabenden der Messe finden Partys statt, von Mittwoch bis Freitag, wenn S. Fischer ins Literaturhaus an der Schönen Aussicht 2 einlädt, Suhrkamp-Erbe (→Kritikerempfang) Joachim Unseld in seine Villa oder Dumont (→Nobelpreis) zum rauschenden Fest in Mantis Roofgarden. Die einzelnen Messepartys werden mit dem →Taxi der Reihe nach abgefahren. **Pegelstand, Promidichte und Tanzbarkeit werden via Smartphone an Kollegen durchgegeben.** Am Mittwoch landet man bei Rowohlt im Schirn-Café, und es gilt dort das ungeschriebene Gesetz: Man geht nicht rein, sondern steht mit allen anderen die meiste Zeit über draußen. Und wer eingeladen ist, bringt genug Getränke für alle von der Bar mit.

S

Schlechte Luft Oder man sagt es mit den Worten des Verlegers Stefan Weidle aus einer jüngst verschickten E-Mail: „17.000 Viren“ sind Markenzeichen der Frankfurter Messe – im Gegensatz zum Leipziger Pendant im Frühjahr, wo begrünte Dächer und bessere Klimaanlagen für eine weniger krankheitsfördernde Atmosphäre sorgen. Obwohl das Rauchen in den Messehallen längst untersagt ist, mieft es sehr. Und man kann den Eindruck bekommen, für das spezielle Odeur würden nicht nur B-Prominente und vom →Partyhopping verkaterte Zwischenmieter sorgen, sondern mindestens eine Horde Pumas und ein Rudel rolliger Löwinnen. **Dagegen mag Mundschutz helfen oder Eukalyptus, das reiben sich auch Gerichtsmediziner vor der Sezierung unter die Nase.**

T

Taxis werden bei der Buchmesse häufiger benutzt als bei der ebenfalls in Frankfurt stattfindenden Internationalen Automobilausstellung, wo Manager höchstens ins Restaurant und dann nach Hause gefahren werden. Die Buchmesse lebt nun mal vom Sich-kurz-blicken-Lassen bei Events. Es geht vom Kritikerempfang zu Rowohlt in the →Hoff. Florian Kessler, Lektor bei Hanser (→Nobelpreis), sammelt aktuell die schönsten Taximomente für ein E-Book und sagt: **„Fast jede dritte Geschichte ist eine Buchmessen-Taxi-Geschichte!** Das sagt etwas über die Verruchtheit des Messe-Nachtleben-Transportwesens aus. Oder über die Erwerbslage von Autoren, die nur auf den Messen Taxi-Quittungen abrechnen können. Oder beides.“

V

Verpflegung ist deshalb ein großes Thema, weil man sich zwischen dem teuren Angebot kommerzieller Anbieter vor den Hallen und den ungesunden, aber kostenlosen Keksen, Nüssen und Brezeln an den Ständen (→Apéro) entscheiden muss. Und weil ohnehin das letzte Glas vom →Hoff in den Knochen steckt. Der Foodblogger und Kurzgeschichtenautor Stevan Paul stellt am Freitag sein *Craft Beer Kochbuch* mit einem Dreigängemenü und „korrespondierenden Bieren“ im Margarete an der Braubachstraße vor – und empfiehlt auch das Feinkostrestaurant Maxie Eisen im Bahnhofsviertel „wegen der sehr leckeren Pastrami“. **Als Verfasser des Buchs „Auf die Hand: Sandwiches, Burger & Toasts, Fingerfood & Abendbrote“ ist er selbstverständlich Snackspezialist für alle, die sich was Anständiges zur Messe mitnehmen wollen.** Dazu gehören Tramezzini mit Basilikumpesto, Büffelmozzarella und reifen Tomaten, die Katsu-Sando-Sandwiches mit Tonkatsu-Sauce, Schnitzel und japanischem Krautsalat oder gleich der zu Hessen passende Klassiker Handkäs mit Musik, eingelegt in Apfelsaft und Apfelessig, mit Zwiebeln, Kerbel und ausreichend Kümmel.

Z

Zwischenmiete Klingt nach einer guten Lösung, wenn man sich die Preise im →Hoff ebenso wenig leisten mag wie das preiswerte Bett im Acht-Mann-Schlafsaal. Scharenweise ziehen Studentinnen jedes Jahr für die Messezeit zu ihren Eltern und bessern sich ihr BAföG mit dem Übernachtungserlös auf. **Da die Stadt von Dienstag bis Sonntag ausgebucht ist, weichen etliche Besucher auf Mainz und Wiesbaden aus.** Selbst Verleger müssen abends die Hallen verlassen und dürfen keinesfalls an ihrem Stand übernachten. Wer länger bleiben will, kann sich noch schnell als Standnachtwache bewerben. „Da gibt's eine schicke Uniform inklusive. Und von acht bis neun Uhr vergünstigten Kaffee an ausgewählten Salespoints auf dem Messegelände“, sagt die Pressesprecherin.

■ **Wolfang Michal** informiert über die Cyber-Kriege ■ **Katja Kullmann** spricht mit der Soziologin Saskia Sassen ■ **Christine Käppeler** lässt sich von Hannelore Schlaffer ummanteln ■ **Andrea Roedig** wälzt Herfried Münklers neuesten Stein ■ **Till Hahn** findet Petra Pinzlers TTIP-Buch etwas dünn ■ **Ulrike Baureithel** weiß nun alles über die Geschichte der Pille ■ **Annett Gröschner** besucht auch abseitige deutsch-deutsche Orte ■ **Erhard Schütz** entdeckt wie gewohnt die Trüffel im Bücherwald ■ **Sabine Kebir** analysiert das Insider-Wissen des IS-Experten Peter Neumann ■ **Katharina Schmitz** scrollt sich durch den Faktencheck Asyl

Frankfurter Buchmesse 2015 Sachbuch

der Freitag liest

FOTO: ERIK PRASETYA

In Indonesiens Wall Street Jalan Sudirman (alle Bilder dieses Spezials stammen aus *Jakarta Estetika Banal* von Erik Prasetya, siehe auch Seite VIII)

Pragmatismus hilft

Flucht „Angst vor dem Ansturm – Faktencheck Asyl“ ist ein E-Book, in dem das Nötigste steht – gut so

■ **Katharina Schmitz**

Die Stimmung „wird gekippt“, schrieb *Spiegel*-Kolumnist Georg Diez neulich maliziös. Gemeint ist der leichte Zurückgewinn von Macht, den die Medien der Flüchtlingskrise verdanken. Ganz falsch ist das nicht. Wir lesen gefühlt x Reportagen über den syrischen Studenten, der in einem deutschen Klavierzimmer unterkam und – das Bettzeug akkurat gefaltet – am nächsten Tag die Wohnung in Berlin oder München verließ, Berichte über Massenschlägereien, über Orbán und sein Ungarn, Häme und Applaus für die deutsche Willkommenskultur. Dauernd ändert sich etwas, vor allem die Stimmung.

Für die Verlage ist das nicht einfach. Ihre Sachbuch-Programme haben nun einmal eine längere Vorlaufzeit als ein Zeitungsartikel. Jetzt werden die Titel geplant, die frühestens nächstes Jahr erscheinen. Man muss kein Prophet sein, um zu sagen, dass wir 2016 viele Bücher zu Flucht und Migration lesen werden. Wer einen E-Book-Verlag hat, kann schneller reagieren. Bei Hanser hatte man die gute Idee, (origineller als rasch noch einen angestaubten Titel zum Thema aus der Schublade zu ziehen), den deutschen Blick für einmal kurz zu verschleiern und auf die aktuelle Situation und ihre (hausgemachte) Genese in Österreich zu lenken. Geschickt ist das, wir denken einmal nicht an Deutschland, und Österreich ist uns nah, schon sprachlich, aber eben nicht nur.

Angst vor dem Ansturm – Faktencheck Asyl heißt das E-Book, das in der Hanser Box für einige Tage zum Gratis-Download zur Verfügung stand. Der Text ist klug als bloße Momentaufnahme deklariert. Angetrieben von Politikern und Boulevardmedien gebe es eine Welle des Hasses durch soziale Medien. Gleichzeitig formiere sich eine Front der Solidarität. Autor Simon Hadler hat Fakten über Asyl und Wege der Integration zusammengetragen, er erzählt von Schicksalen, es sind „Grundlagen für die laufende Diskussion“. Hadler studierte Politikwissenschaft mit Schwerpunkt Migration. Für seine Reportagen wurde der Journalist mehrfach ausgezeichnet. Hadler lebt in Wien, seine Familie hat eine Syrerin und ihr Baby aufgenommen. Der Autor verfügt also über „Credibility“ in der Flüchtlingsfrage.

Im Stile von alle mal kurz Luft holen, stellt er zunächst fest, was wir wissen: dass sich die Flüchtlingsströme nicht erst seit Sommer in Richtung Europa bewegen, nur 2014 sei das Thema einfach erst in Europa angekommen. Österreich habe konkrete Verpflichtungen aus der Genfer Flüchtlingskonvention. Seit 2004 gibt es einen Schlüssel für die Aufnahme von Asylbewerbern in Österreich. Doch die Länder hätten sich immer wieder quergelegt. Das Kalkül: Hauptsache, die Leute wählen nicht die FPÖ. Kommt einem bekannt vor …

Und dann kam Traiskirchen, ein humanitärer Notstand, obwohl in der Nachbarschaft zwei Pflegeheime leer standen. Es fehlt Strom, die Leute frieren in den Zelten, es wird gestohlen. Erst ein Bericht von Amnesty International führt dazu, dass es mobile Ärzteteams gibt, sich die Wartezeiten bei der Essenausgabe verkürzten, auch für das Taschengeld von monatlich 40 Euro.

Hetzer im Netz

Hadler darf sich ein paar Stunden in Traiskirchen aufhalten – in Begleitung des Security-Chefs. Ein Junge namens Hussein führt ihn durchs Lager. Es entbrennt ein Streit über Turnschuhe, einer sagt: „Du willst kämpfen, kein Problem, ich töte dich innerhalb von zwei Minuten.“ Hadler ermahnt sich und uns, dass Asyl ein Grundrecht nicht nur für jene ist, die man für liebe Menschen hält. Er spricht mit einem Mann aus Aleppo, der seine Familie auf sicherem Weg nachkommen lassen will. Auf Facebook werden die Männer, die alleine flüchten, als „feige Dreckschweine“ bezeichnet. Ein neuer Streit: Eine Gruppe Afghanen schimpft, warum eine Röntgenuntersuchung für die Altersbestimmung so lange dauere. Der Journalist beruhigt die Männer. Sie sagen: „Mit uns redet ja keiner.“

Hadler greift die Hetzer im Netz an, aber ebenso, und das ist wichtig, kriegen die allzu Selbstgewissen ihr Fett weg. „Österreich als Naziland abzustempeln, mag ein paar Likes auf Facebook bringen, trägt aber nichts zur Verbesserung der Lage bei.“ Er mahnt, dass Boulevard und soziale Medien die Stimmung dramatisch beeinflussen, schon wegen des multiplikatorischen Effekts. So berichtete die *Kronenzeitung* von randalierenden Asylbewerbern, denen das Essen angeblich nicht geschmeckt habe, was die Polizei später so nicht bestätigen wird.

Trotzdem sind es Artikel, die auf Facebook zigtausende Male gelikt werden. Brandbeschleunigend auch die multiplikatorische Wirkung von FPÖ-Chef Heinz-Christian Strache. Seiner Seite folgen etwa 240.000 Menschen (zum Vergleich: das Nachrichtenmagazin *Profil* hat eine Auflage von rund 72.000). Die *Kronenzeitung* berichtete noch einmal über das Zeltlager im oberösterreichischen Linz: „Stimmung im Zeltlager ist am Kippen.“ Ein Befund, den man gerade auch in Deutschland lesen kann. Vermutlich nicht zum letzten Mal.

Angst vor dem Ansturm – Faktencheck Asyl
Simon Hadler Hanser Box, Kindle 2,99 €

ANZEIGE

ISBN 978-3-95451-732-9 · Euro 22,95 [D] · 23,60 [AT]

»freitag.de Buch der Woche

WIR SIND DA, WO WIR HINWOLLTEN …

Die baden-württembergischen Grünen sind ein Phänomen: Aus den Bürgerbewegungen gegen Wyhl und Boxberg entstanden, stellen sie heute nicht nur zahlreiche Oberbürgermeister, sondern sogar den Ministerpräsidenten des Landes. Für grüne Politik »muss man auch bereit sein, Kröten zu schlucken …«, sagte Rezzo Schlauch bereits in den 1980er-Jahren. Rezzo Schlauch, einer der markantesten Grünen im Land und im Bund, begibt sich mit dem Tübinger Zeithistoriker Reinhold Weber auf eine abwechslungsreiche, augenzwinkernde, kritische und lesenswerte Reise durch mehr als 35 Jahre Auf und Ab der grünen Partei, die die deutsche Parteienlandschaft und die Republik verändert hat.
Zahlreiche Interviews und anekdotische Rückblicke von grüner Politprominenz wie Marieluise Beck, Fritz Kuhn, Cem Özdemir, aber auch von politischen Widersachern wie Erwin Teufel oder Erhard Eppler zeichnen ein lebendiges Bild gesellschaftlicher Debatten und sind ein wichtiges Stück baden-württembergischer Zeitgeschichte.

»hochaktuell Landtagswahl in Baden-Württemberg März 2016«

emons: www.emons-verlag.de

Nr. 42 | 15. Oktober 2015

Das kleine runde Ding

Verhütung Sie war das Symbol der sexuellen Befreiung und ist heute selbstverständlich für die Generation Ego: die Pille. Zwei Bücher schreiben ihre Geschichte in Ost und West

FOTO: ERIK PRASETYA

■ **Ulrike Baureithel**

Der Inbegriff der sexuellen Befreiung hat dafür gesorgt, dass Frauen ihrem „biologischen Schicksal“ nicht mehr völlig ausgeliefert sind – und ohne ihn müsste sich die westliche Gesellschaft wohl keine Gedanken über Kindernotstand und die sogenannte Überalterung machen. Am 1. Juni 1961 brachte Schering die erste Antibabypille auf den westdeutschen Markt, vier Jahre später folgte die DDR mit der sogenannten „Wunschkindpille“ namens Ovosiston. Das kleine runde Ding revolutionierte nicht nur die Geburtenkontrolle, sondern legte sie erstmals in die Hände der Frauen.

Dass in diesem Herbst nun gleich zwei Bücher auf den Markt kommen, die dieses in der damaligen Öffentlichkeit noch kaum als Sensation wahrgenommene Ereignis fokussieren, erfüllt also nur im ostdeutschen Fall eine Jubiläumsaufgabe. Doch nach drei „Pillengenerationen“ scheint die Zeit reif für eine Bestandsaufnahme, wobei die beiden Studien unterschiedliche Ansätze verfolgen. Der Journalistin Katrin Wegner geht es, wie der Titel *Die Pille und ich. Vom Symbol der sexuellen Befreiung zur Lifestyle-Droge* schon vermuten lässt, um die veränderte Bedeutung, die die Pille für die verschiedenen Frauengenerationen hatte und heute hat.

Die Historiker Annette Leo und Christian König unternehmen in ihrer Untersuchung rund um die „Wunschkindpille“ dagegen eine wissenschaftlich-retrospektive Tiefenbohrung in die staatliche Geburtenpolitik der DDR und stellen die Befunde in Relation zur weiblichen Erfahrung, die mittels 50 qualitativen Interviews erhoben wurde. Beide Bücher operieren mit drei abgegrenzten Alterskohorten und versuchen jeweils, einen Generationenzusammenhang herzustellen, der sich im Falle Westdeutschlands eher an der Frauenbewegung, in Ostdeutschland an der Entwicklung der DDR orientiert. Gemeinsam ist beiden Ländern, dass die Frauen – in der DDR bis zur Strafrechtsreform 1972 – mit einem existenziell wirkenden Abtreibungsverbot zu kämpfen hatten, das sie ins Ausland oder in die Hände von Pfuschern trieb.

Rätsel um geklaute Rezeptur

Ursprünglich wurde das Dragee weder im Westen noch im Osten als Kontrazeptiva verschrieben, sondern gegen Menstruationsschmerzen. Im nachkriegsprüden Westdeutschland, wo Kondomautomaten nach einem BGH-Urteil 1959 aus der Öffentlichkeit verschwanden, trauten sich auch fortschrittlichere Ärzte kaum, sich mit dem konservativen Zeitgeist anzulegen, und erst ein Bericht im *Stern* lüftete das verhütende Geheimnis der Pille. Aber auch im Osten waren Ärzte skeptisch, selbst wenn sich der Rostocker Sozialhygieniker Karl-Heinz Mehlan, ein Protagonist der geplanten Elternschaft, dafür starkmachte und im Kampf um die „Wunschkindpille“ eine wichtige Rolle spielte. Spannend liest sich da der Ost-West-Spionagekrimi um eine geklaute Rezeptur.

Anfang der Siebzigerjahre durfte die Pille in beiden deutschen Staaten nach wie vor nur an verheiratete Frauen, die bereits mehrere Kinder hatten, abgegeben werden. Doch in Westdeutschland machte die Frauenbewegung gegen den §218 mobil, während der Mauerbau im Osten dazu zwang, weibliche Arbeitskräftereserven zu mobilisieren; außerdem wurden dem Staat die Abtreibungen schlicht zu teuer. Aber obwohl die „volkseigene Pille“, wie der Spiegel 1965 schrieb, „von oben“ verordnet wurde, fand sie nur zögerlich ihren Weg in den Frauenalltag und stand zumindest im Westen bald schon wieder auf dem Index von Frauen, die sexuell nicht „allzeit bereit“ für Männer sein wollten. Außerdem verunsicherten Nebenwirkungen und Horrormeldungen über die krebsfördernde Wirkung der Pille in Ost und West.

Für die zweite Pillengeneration, die zwischen 1980 und 1990 geborenen Frauen, war die Pille dann, wie Wegner aus ihren Interviews herausfiltert, ein Zeichen der Reife. Die Mädchen schluckten sie, um möglichst frei zu sein, oft auch ohne überhaupt Erfahrungen mit ihrer Fruchtbarkeit gemacht zu haben. Das gilt bis heute, wo die Pille für die „Generation Ego“ ein multifunktionales Lifestyle-Produkt geworden ist, von dem sich Mädchen versprechen, Attraktivität und Verhalten zu modellieren: 79 Prozent der 14–17Jährigen konsumieren heute die Pille – und zwar unabhängig davon, ob sie sie als Verhütungsmittel benötigen.

Während Wegner diese Entwicklung kritisch verfolgt und sich ausführlich und informiert mit Produktmarketing und neueren Studien über die Nebenwirkungen der Pille auseinandersetzt, liegt die Stärke der Untersuchung von Leo und König darin, die Frauen selbst über ein Tabuthema zum Sprechen zu bringen. Was sich zuweilen etwas mühsam liest, weil die Autoren um der Authentizität willen offenbar auf jegliche Bearbeitung verzichtet haben. Dennoch ist das von ihnen gezeichnete Generationenbild erheblich differenzierter und gibt erstaunliche Einblicke in ein Stück wenig bekannter DDR-Sexualkultur, die teilweise kongruent war mit der westlichen, aber eben auch spezifische Besonderheiten aufweist.

Die Pille und ich. Vom Symbol der sexuellen Befreiung zur Lifestyle-Droge
Katrin Wegner C.H. Beck 2015, 202 S., 14,95 €.

Die Wunschkindpille. Weibliche Erfahrung und staatliche Geburtenpolitik in der DDR
Annette Leo, Christian König
Wallstein 2015, 313 S., 29,90 €

ANZEIGE

Podemos, *Occupy*, *Anonymous*, die Politik der Straße lebt. Die Menschen trauen ihren Repräsentanten immer weniger über den Weg, neue Formen der Politik entstehen. Ist die repräsentative Demokratie am Ende oder bergen innovative politische Aktivitäten die Chance auf neue Wege?
Das Buch zur aktuellen Debatte über die Zukunft der Demokratie.

Gebunden | 232 Seiten | € 28,–
ISBN 978-3-86854-292-9

Gewalt wird verurteilt und doch ist sie omnipräsent. Als Teil einer Menge sind Menschen bereit, Gewalt auszuüben, die sie zuvor abgelehnt haben.
Die Autoren untersuchen anhand zahlreicher empirischer Beispiele die Prozesse spontaner, ungeplanter Verlaufsformen von kollektiver Gewalt, deren Kenntnis für jedwede Interventionen notwendig ist.

Gebunden | 416 Seiten | € 35,–
ISBN 978-3-86854-293-6

Leseproben unter
www.hamburger-edition.de

Hamburger Edition
Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung

Ins Out manövriert

Mode Hannelore Schlaffer beklagt, dass es für alternde Frauen keinen eigenen Stil mehr gibt

■ **Christine Käppeler**

Zuletzt hat Hannelore Schlaffer sich in ihrem Band *Die City* dem „Straßenleben in der geplanten Stadt“ angenommen. Nun geht es um Mode, und auch diese Erkundung prägen Orte: Sie beginnt in der kühlen Halle eines Grandhotels in Rom und endet am Ausgang der Filiale einer Modekette in irgendeiner Stadt.

„Der Spiegel“, schreibt Schlaffer, und nimmt uns mit vor den bodentiefen, bräunlich nachgedunkelten im Foyer des mondänen Hotels, „ist Hoffnung und Enttäuschung allen weiblichen Aufwands für die Erscheinung. Auf jeden Spiegel schreiten die Frauen hoffnungsvoll zu, von jedem wenden sie sich enttäuscht ab.“ Die 76-Jährige hat dafür eine Erklärung: „Das Spiegel-Ich ist ein scheintotes Ich.“ Deshalb geht es auf den gut 150 Seiten, die folgen, dann auch nicht nur um die transparenten Radröcke und ultrakurzen Minis, auf die der Titel *Alle meine Kleider* verweist, sondern vor allem auch um das Bild, das eine Trägerin in den Kleidern, die sie auswählt, von sich entwirft.

Mode bedeutet für Schlaffer nicht weniger, als sich selbst eine Gestalt geben zu können. Ihre (Selbst-)Beobachtungen sind originell, flirty und ehrlich. Oder kannten Sie Friedrich Schillers Modetheorie? Schlaffer lehrt uns, wie man einem kleinen Jungen den Ausruf „Ui, da kommt eine Dame“ entlockt, sie erinnert sich, wie sie mit ihrer Freundin Carola um den kürzesten Rocksaum wetteiferte und bekennt: „Revolutionäre sind für gewöhnlich konservativ. Haben sie erst einmal eine Idee gefasst, und diese durch eine Tat – sei sie noch so klein – bestätigt, so können sie von ihrem Standpunkt nicht mehr lassen. So ging es auch mir.“ Sie spricht hier von Plateausohlen, doch die Resignation des letzten Kapitels kündigt sich bereits an.

Out heißt es. Für die alternde Frau, konstatiert Schlaffer, gebe es keinen eigenen Stil mehr: „Selbst die Mode für Frauen mit viel Geld ahmt die Kindermode nach. Von *Damen*-Mode kann im Ernst nicht mehr die Rede sein.“ Provokanter formuliert, hat die Schweizer Autorin Michèle Roten, die 40 Jahre jünger als Schlaffer ist, in einem Interview mit dem *Freitag* einmal in etwa dasselbe gesagt: „Heute will die Mutter primär so geil aussehen wie die Tochter.“ Als Karl Lagerfeld vergangene Woche auf der Pariser Fashion Week seine neue Muse für Chanel vorstellte, die 16-jährige Lily-Rose Depp, klang sein Kommentar wie eine Antwort auf Schlaffers Frage, wo sie denn hin seien, die Chanel-Kostüme, „die den reifen Frauenkörper dezent verpackten“: „Es tut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen, aber die Leute wollen Mode an solchen Mädchen sehen. Damit identifizieren sie sich, auch wenn sie nicht ihr Alter haben.“

> Am Anfang steht das Foyer eines Grandhotels in Rom, am Ende die Filiale einer Modekette

Womöglich ist Lagerfelds Sicht aber längst schon anachronistisch. Das angesagte Pariser Label Céline warb unterdessen mit der Schriftstellerin Joan Didion. Die 80-jährige trug einen hochgeschlossenen, dunkelblauen Feinstrickpullover, eng anliegend und leicht transparent. Die Kategorie geil war hier irrelevant. Didion strahlt die Coolness und Eleganz aus, nach der sich die meist jüngeren Kundinnen des Labels sehnen. Yves Saint Laurent warb in der gleichen Saison mit der 71-jährigen Joni Mitchell. Womöglich hat Hannelore Schlaffer die Arbeit an ihrem Essay einfach ein paar Monate zu früh abgeschlossen, um noch einmal sehen zu können, dass die Mode ewig wandelbar ist und dass sich ständig umkehrt, wer oder was Vorbild ist. So aber endet ihr Buch, das so mondän beginnt, mit einem tieftraurigen Satz in der Filiale einer Modekette in irgendeiner Stadt: „Mit scheuer Nonchalance schleichen sich die Alten, scheinbar von den Kleidern, in Wahrheit aber von sich selbst enttäuscht, dem Ausgang zu, dieser weit geöffneten Tür, auf die und durch die sie hereingefallen sind – ich bin eine von ihnen.“

Alle meine Kleider. Arbeit am Auftritt
Hannelore Schlaffer Zu Klampen 2015, 167 S., 18 €

Digitaler Terror

Bedrohung Florian Rötzer beschreibt, wie moderne Cyberangriffe funktionieren – und wie gefährlich die Strategie des Präventivschlags ist

■ **Wolfgang Michal**

FOTO: ERIK PRASETYA

Zweieinhalb Milliarden Menschen sind derzeit online und 12,5 Milliarden Geräte digital vernetzt. So steht es im Handbuch der NATO für die „Nationale Cybersicherheit". In fünf Jahren werden fünf Milliarden Menschen Zugang zum globalen Netz besitzen und 50 Milliarden Dinge mit dem Internet verbunden sein – das bedeutet, die Verletzlichkeit unseres Lebensstils steigt ins Unermessliche. Wie lassen sich digitale Netzwerke, Banken, Behörden oder Rechenzentren schützen, wenn alles, was über Computernetze läuft, gehackt, lahmgelegt und von außen manipuliert werden kann? Das alles sind Fragen, die sich auch die Militärstrategen stellen, die in Florian Rötzers Buch *Smart Cities im Cyberwar* zu Wort kommen.

Cyberangriffe gehen von Staaten aus, aber auch von Aufständischen, Hackern, Politaktivisten, Geheimdiensten oder Terrormilizen. Der Aufwand für einen Angriff ist relativ gering, der Schaden möglicherweise immens. Ein komplexer Computervirus, ein „Wurm" wie Stuxnet, eine computergesteuerte Massenanfrage (DDoS-Angriff), eine mit Sprengstoff beladene Drohne oder ein von einer schmutzigen Bombe erzeugter elektromagnetischer Puls können fatale Kettenreaktionen auslösen und lassen Politiker schnell vom bedrohlichen Cyberkrieg sprechen.

Im Wahlkampf 2008 sagte Barack Obama vor Studenten: „Heute müssen wir uns auf nukleare, biologische und Cyberbedrohungen konzentrieren – drei Bedrohungen des 21. Jahrhunderts, die während der letzten acht Jahre vernachlässigt wurden … Jeder Amerikaner hängt direkt oder indirekt von unserem System von Informationsnetzen ab. Sie bilden das Rückgrat unserer Wirtschaft und unserer Infrastruktur – unserer nationalen Sicherheit und unserer persönlichen Wohlfahrt …"

Umbau nach US-Vorbild

Obama musste nicht bei null anfangen. Schon 1995 hatten US-Strategen das Konzept des „Network Centric Warfare" entwickelt – die „netzwerk-zentrierte Kriegführung", deren Aufgabe es ist, militärische Überlegenheit durch „Informationsüberlegenheit" zu gewährleisten. 2001 – nach den Anschlägen in New York – wurde die netzwerk-zentrierte Kriegführung durch das Konzept des Info- oder Net-Wars ergänzt: Mittels Beeinflussung der Massenmedien und der sozialen Netzwerke sollte die Kriegführung auch propagandistisch flankiert werden. 2003 folgte die Einrichtung der „National Cyber Security Division" im Rahmen des Heimatschutzes, 2005 etablierte die NSA das „Joint Functional Command for Network Warfare", 2008 gründete sich das „Cooperative Cyber Defence Centre of Excellence", das die NATO-Staaten unterstützt, und 2010 nahm das „United States Cyber Command" als fester Bestandteil der US-Streitkräfte seinen Dienst auf.

Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen scheint diese Entwicklung nun nachahmen zu wollen. Mit der Vorstellung der „Strategischen Leitlinie Cyberverteidigung" kündigte sie kürzlich an, die Bundeswehr nach US-Vorbild zu einer Cyberarmee umzubauen. Ihr Vorhaben könnte das Selbstverständnis der Militärs stärker verändern als die Abschaffung der Wehrpflicht oder die Umrüstung zur Interventionsarmee. Denn die Konzeption des Cyberwars ist die Zwillingsschwester des Antiterrorkriegs. Beide gehen vom Typus der asymmetrischen Kriegführung aus und setzen auf verdeckte Methoden des Guerillakriegs. Täuschung, Sabotage, Spionage und Attacken aus dem Hinterhalt sind bevorzugte „Wirkmittel". Und das heißt: Mit der Integration der Cybertechniken in die Kriegsführung nähert sich das Militär den Handlungen seiner Gegner an – mit dem Unterschied, dass dieser Terror (etwa der Einsatz von Killerdrohnen) für „unser aller Wohlstand und Sicherheit" eingesetzt wird.

Der Begriff des Cyberwar entstammt einem Aufsatz, den die US-Militärstrategen John Arquilla und David Ronfeldt 1993 in der Fachzeitschrift *Comparative Strategy* veröffentlichten. Arquilla, der für die militärnahe Denkfabrik RAND-Corporation arbeitete, hatte im ersten Irak-Krieg US-General Norman Schwarzkopf beraten, später auch Donald Rumsfeld. In dem Beitrag mit dem prophetischen Titel „Cyberwar is coming" gehen Arquilla und Ronfeldt davon aus, dass die Zeit der großen Schlachten vorbei sei und sich der militärische Apparat von einer „schießenden" in eine „wahrnehmende Organisation" verwandeln müsse. In Beiträgen für die Zeitschrift *Foreign Affairs* hat Arquilla seine Theorie weiter verfeinert: Die Blitzkriege des 21. Jahrhunderts seien vor allem „Bits-Kriege". Allwissende Geheimdienste und Big Data gehörten deshalb notwendigerweise zu einem militärischen Konzept, das auf Informationshoheit aufbaue. Nur mit totaler Überwachung und mithilfe vorbeugender Einbrüche in die Informationsnetze potenzieller Gegner sei es möglich, Schäden vom eigenen Land fernzuhalten. Der präventive Angriff sei der entscheidende Vorteil des Cyberkriegs. Vorbeugende Überwachung und präventive Erstschläge seien aber auch deshalb erforderlich, weil „für uns" mehr auf dem Spiel stehe als für den Gegner.

> Krieg mit anderen Mitteln: Computerviren sind die neuen Massenvernichtungswaffen

„Unsere" Städte – so Florian Rötzer – sind nämlich bereits so stark vernetzt, dass ein digitaler Funke genügt, um einen Flächenbrand mit unabsehbaren Folgen auszulösen. „Unsere" Städte sind Turbos, die vier Fünftel der nationalen Wertschöpfung produzieren. Die vernetze Stadt – von Stadtplanern auch „smart city" genannt – ist die Heimat des Internets der Dinge. In ihr surren Smart Cars durch smarte Straßen, erledigen Serviceroboter die Hausarbeit im Smart Home, während die Smart People der kreativen Klasse die Smart Economy in neue Höhen treiben und dabei von einer Smart Governance rund um die Uhr überwacht, umsorgt und reguliert werden. Eine Unterbrechung der Stromversorgung, ein Ausfall der Rechenzentren wäre der Super-GAU.

Die Cyberkriege des 21. Jahrhunderts, da sind sich die Experten erstaunlich einig, werden deshalb in smarten Metropolen wie Tokio, Seoul, New York oder Paris oder Shenzhen stattfinden, in Mega-Cities wie Mexiko City, Karatschi oder São Paulo. Ganz so wie die blutigen Vorläufer der Cyber-Kriege in den „wilden Städten" tobten: in Mogadischu 1993, in Grosny 1995, in Bagdad und Falludscha 2003 und 2004, in Mossul, Aleppo und Gaza 2014. Die Spätfolgen dieser Kämpfe treiben den westlichen Militärs heute die Sorgenfalten ins Gesicht. Denn die „gescheiterten Städte" könnten das Reservoir bilden, aus dem eines Tages digital zurückgeschlagen wird. In den unübersichtlichen, von Milizen kontrollierten „failed cities" fänden Aufständische, Kriminelle, Terroristen und gemietete Söldner alle notwendigen Ressourcen und Einnahmequellen für ihre Anschlagspläne. Der australische Militärstratege David Kilcullen prophezeit denn auch in seinem 2013 veröffentlichten Buch *Out of the Mountains* die Rückkehr des Krieges aus den Bergen und Wüsten in die Städte und warnt vor einem „neuen Zeitalter der Stadtguerilla".

Auch das Pentagon spielt solche Szenarien durch: „Es ist 2035, und eine Stadt mit mehr als 10 Millionen Einwohnern befindet sich durch eine Aufstandsbewegung, durch interne Korruption und nach einer Naturkatastrophe in Form einer großen Überflutung in einem kritischen Zustand." Wie soll das Militär reagieren?

Geheime Planspiele

Diese spannende Frage, die im Titel von Florian Rötzers Buch kurz aufscheint, bleibt leider unbeantwortet, weil das Pentagon die Ergebnisse solcher Planspiele geheim hält. Und so zerfällt das Buch etwas unglücklich in zwei Erzählstränge, die unverbunden nebeneinanderstehen – im vorderen Teil beschreibt Rötzer die Entwicklung der Städte von den Industriemetropolen des 20. Jahrhunderts bis zu den vernetzten Smart Cities, im hinteren Teil umreißt er die Entwicklung der Kriegführung vom Ende des Kalten Krieges bis zum kommenden Cyberkrieg. Mit Ausnahme einiger Filmemacher hat bislang niemand versucht, beide Erzählstränge so zu verknüpfen, dass der unheilvolle Zusammenhang deutlich wird.

Es zeigt sich nämlich, dass das Konzept der Cyberverteidigung den Dauerkrieg propagiert, weil Krieg und Frieden ununterscheidbar werden. Wenn ein Hackerangriff auf einen Regierungscomputer in der Gedankenwelt der Cyberstrategen schon als kriegerische Handlung gewertet wird, liegt die Schwelle zum Dauerkrieg auf dem untersten Level. Wenn Computerviren zu modernen Massenvernichtungswaffen erklärt werden, verschwimmen die Unterschiede zwischen psychologischer Kriegführung und massivem Waffeneinsatz, wenn bereits der mögliche Angriff auf die digitale Infrastruktur mit präventiven Geheimdienstoperationen unterbunden werden muss, kann die Abgrenzung zwischen Angriff und Verteidigung, zwischen Polizei, Geheimdiensten und Militär, zwischen Innen- und Außenpolitik nicht mehr gelingen. Und wenn buchstäblich jeder als potenzieller Kombattant eines Cyberkrieges infrage kommt, wird der Ausnahmezustand zur Normalität.

Smart Cities im Cyberwar *Florian Rötzer*
Westend Verlag 2015, 256 S., 14,99 €

ANZEIGE

Einwanderer in Deutschland sind keine Ausländer auf Durchreise, sondern gestalten unsere Gesellschaft mit. Sie sind keine Underdogs, sondern gehören inzwischen auch zu den Etablierten. So bedeutet es für manche der länger ansässigen Deutschen eine große Umstellung, dass sie nicht automatisch die Bestimmer sind: Ressentiments gegen Einwanderer, so die These von Annette Treibel, haben vor allem mit den gewandelten Hierarchien in Deutschland zu tun. Sie analysiert die Debatten bis hin zur jüngsten Auseinandersetzung um Pegida und zeigt, was alte und neue Deutsche für mehr Integration tun können. 2015 · 208 Seiten · € 19,90 · **Auch als E-Book erhältlich**

campus.de

campus
Frankfurt. New York

Nr. 42 | 15. Oktober 2015

„Es wird für alle enger“

Im Gespräch In ihrem neuen Buch „Ausgrenzungen“ fragt die US-Soziologin Saskia Sassen, wie Menschen heute unterdrückt und entrechtet werden. Es trifft auch die Mittelschichten

FOTO: ERIK PRASETYA, PORTRAIT: PRIVAT

Kaum jemand seziert den Kapitalismus so hellsichtig wie die US-amerikanische Wirtschaftssoziologin Saskia Sassen. Dabei schlägt die 66-Jährige in ihren Schriften meist den ganz großen Bogen: Lange bevor der Begriff der „Globalisierung“ zu einer Standardvokabel in der Ökonomie und den Nachrichten wurde, dachte Sassen schon in weltweitem Maßstab. Im Jahr 2000 prägte sie den Begriff der „global city“, der heute aus den Gentrifzierungsdebatten, sei es in New York, London, Berlin, Stockholm oder Schanghai, nicht mehr wegzudenken ist. Auch in ihrem neuen Buch *Ausgrenzungen. Brutalität und Komplexität in der globalen Wirtschaft* geht Sassen der Frage nach, wie der neoliberal gespielte Kapitalismus die Lebensräume der Menschen verändert. Ihre Kernthese: Es wird noch viel enger werden. Überall. Und für alle.

der Freitag: Frau Sassen, die Bilder von Menschen an Grenzzäunen und in Flüchtlingslagern in Europa wirken wie eine plakative Bestätigung Ihres neuen Buchtitels: „Ausgrenzungen“.
Saskia Sassen: Ja, das dachte ich auch schon. Tatsächlich haben wir es mit einer Migrationsdynamik zu tun, die schon vor Jahren eingesetzt hat. Aber erst jetzt vermitteln uns diese Bilder mit voller Wucht, was rund um den Globus vor sich geht. Erst jetzt scheint der befriedete und wohlhabende Teil der Welt aufzuwachen. Und wir erleben, wie baff und unvorbereitet die Regierungen darauf reagieren. Noch immer wird nur zögerlich darüber gesprochen, dass viele Länder, die als Sehnsuchtsorte nun diesen Andrang erleben, den Fluchtdruck mitproduziert haben.
Was genau meinen Sie damit?
Die wohlhabenden, sicheren Regionen haben die Länder, aus denen die Menschen fliehen, jahrzehntelang ausgebeutet oder mit Waffen versorgt. Auch die USA und Saudi-Arabien sind maßgeblich daran beteiligt. Europa ist die Region, die ideell am engsten mit dem verbunden ist, was wir „humanitäre Prinzipien“ nennen. Darum ist der Schock dort so groß. Was dort jetzt alles nicht funktioniert, verweist auf die Herausforderungen, denen sich alle entwickelten Länder stellen müssen. Die alten Herangehensweisen an Migrationsfragen taugen nicht mehr, nirgendwo.

Saskia Sassen, geboren 1949 in Den Haag, Niederlande, lehrt als Soziologin und Wirtschaftswissenschaftlerin an der Columbia University in New York und an der London School of Economics. Sie ist verheiratet mit dem US-Soziologen Richard Sennett, die beiden gelten vielen als intellektuelles Traumpaar.

Die Reaktionen der Europäer sind zweigeteilt. Die einen fürchten, dass die Sozialsysteme und der Arbeitsmarkt den Zustrom nicht verkraften. Oder sie spüren eine diffuse Angst vor sogenannter Überfremdung. Andere engagieren sich weitherzig für Flüchtlinge. Sie empfinden es als Schande, dass die reiche EU sich so schwertut, Menschen in Not zu helfen.
Mir ist klar, in welchem Aufruhr sich Europa nun befindet. Aber man muss deutlich sagen: Es ist nur eine kleine Minderheit, die jetzt auf dem Weg dorthin ist. Allein seit 2013 wurden weltweit mindestens 50 Millionen aus ihren Lebensräumen vertrieben, und die meisten haben ganz andere Ziele. In Südostasien oder Zentralamerika zum Beispiel gibt es große Wanderungsbewegungen. Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges waren niemals so viele Menschen heimatlos. Noch nicht eingerechnet sind diejenigen, die innerhalb ihrer Landesgrenzen unterwegs sind. Wir müssen vor allem auch unterscheiden, warum Menschen ihre Lebensräume verlassen. Krieg ist nur ein Grund von vielen.
Genau diese Unterscheidung prägt die politische Rhetorik in Deutschland dieser Tage stark. Es gibt Kriegsflüchtlinge und sogenannte Wirtschaftsfüchtlinge. Die einen sind vom Tod bedroht, die anderen haben „nur“ eine wirtschaftliche Verbesserung im Sinn. Da wird moralisch argumentiert – wer es „verdient“ hat, eingelassen zu werden, und wer weiter ausgegrenzt bleiben soll.
Beide Gruppen werden auf absehbare Zeit weiter unterwegs bleiben. Die Menschen, die derzeit etwa Syrien oder Somalia verlassen, gehören meist der Mittelklasse an, viele hatten ein gutes Leben. Sie versuchen schlicht, ihr Leben zu retten. Weltweit gibt es viele Kriegszonen, sie sind alle regional begrenzt – und es werden nicht weniger werden. Wir brauchen nicht, wie nach dem Zweiten Weltkrieg, auf einen generellen Waffenstillstand zu hoffen, der von Großmächten an einem Konferenztisch offiziell vereinbart und unterschrieben wird, verstehen Sie?.
Und diejenigen, die aus ökonomischen Gründen fliehen?
Wer Wirtschaftsflüchtling genannt wird, führt ebenfalls einen harten Kampf um seine Existenz. Der Zugang zu einer Scholle Land oder zu einer Behausung in einer Stadt, in der man eine Arbeit finden kann, ist von jeher eine Grundvoraussetzung dafür, dass man ein selbstverantwortliches Leben führen kann. Für viele Menschen ist dieser Zugang mittlerweile versperrt. Nicht nur in ihren Herunftsländern, sondern auch dort, wo sie sich eine Zukunft erhoffen ...
Können Sie das etwas erläutern?
Eines der großen Probleme heute ist das Landgrabbing, der staatlich geduldete oder subventionierte Landraub. Konzerne verleiben sich ganze Landstriche ein, zerstören die Umwelt, die ansässige Landwirtschaft, das Kleingewerbe der Bevölkerung. Sie zerschlagen die regionale und letztlich auch die nationale Ökonomie. Weltweit breitet sich etwa der Bergbau massiv aus. Grundwasser wird in großem Stil vergiftet. Zurück bleibt Brachland. Und Menschen, die ihre Existenzgrundlage verloren haben. Allerdings stoßen die Migranten, wenn sie die Kraft gefunden haben, sich auf den Weg zu machen, wieder auf gravierende Probleme.
Nämlich auf welche?
Zugespitzt könnte man sagen: Der Privatisierungsgrad der Welt ist so hoch wie nie zuvor. Es existiert praktisch nirgendwo mehr freies Land, kein Gemeinwesen, dem man sich ohne Weiteres anschließen könnte. Das ist ein kategorialer Wandel. Sie können, um im Bild mit der Scholle zu bleiben, heute nicht einfach irgendwo ihr Gemüse anbauen. Wie schwierig es selbst für angestammte Bewohner einer Stadt sein kann, einen Unterschlupf zu finden, eine bezahlbare Wohnung, wissen Sie sicher auch. Selbst wenn sie als Migrant also alle möglichen nationalstaatlichen Grenzen überwunden haben, kommen sie nicht mehr so leicht „rein“. Die Räume werden überall enger. Und die Zahl derjenigen, die draußen bleiben müssen, steigt.

„Es klingt hart, aber die Armen waren schon vorher arm. Jetzt wird die Mitte marginalisiert.“

Womit wir beim Kern Ihres Buches sind. Wir alle werden zu „Ausgegrenzten“ – auch wenn wir uns in den reicheren Regionen einbilden, noch immer „mittendrin“ zu stehen. Ließe sich Ihre These so umreißen?
Grob ja. Es geht es um einen gewaltigen systemischen Umbruch. Die Schlüsseldynamik dabei ist die Ausgrenzung von Menschen aus verschiedenen Untersystemen, ökonomisch, sozial, biosphärisch. Mit herkömmlichen theoretischen Ansätzen sind diese Umbrüche nicht mehr zu fassen oder zu bearbeiten. Ich spreche von „unterirdischen Trends“ und gehe empirisch vor. „Nah am Boden“: So nenne ich die Methode. Erst wenn wir verstanden haben, was faktisch heute geschieht, weltweit, an vielen Orten gleichzeitig, können wir alte politischen Theorien weiterdenken. Oder neue entwickeln.
Gleich im Vorwort bezeichnen Sie den alles prägenden Metatrend als „brutales Aussortieren“.
Die kapitalistischen Beziehungen vertiefen sich dieser Tage in ungeahntem Maße. Der alte Antagonismus von Arbeit und Kapital ist ja unbestritten der Wesenskern des Systems, in dem wir leben, auf dem die liberale Demokratie beruht. Mittlerweile haben die Unterdrücker ein hochkomplexes System geschaffen, ich spreche auch von „räuberischen Formationen“: ein schwer zu durchschauendes Geflecht aus mächtigen Einzelpersonen, Maschinen und Netzwerken. Das Finanzsystem ist da nur ein Geflecht von vielen. Russland und die USA sind sich dabei übrigens sehr ähnlich. Auch was die Umweltzerstörung angeht: Die vollzieht sich in Russland oder China heute unter denselben Parametern des Profits wie in den USA. Mit der Unterscheidung zwischen „Osten“ und „Westen“ kommen wir längst nicht mehr weiter. Hier wie dort hält man sich die Unterdrückten vom Leib, indem man sie ausgliedert, sobald sie für die Kapitalakkumulation keine Rolle mehr spielen. Die Gegenwart ist ein gewaltiger Outsourcing-Prozess.
Bitte geben Sie ein paar Beispiele.
Menschen, die versuchen, im Niedriglohnsektor ihr Geld zu verdienen, als sogenannte Billigarbeitskräfte. Arbeitslose, die keinen Zugang mehr haben zu den Versicherungssystemen, die einst von Unternehmen mitgetragen wurden, und die irgendwann auch aus den staatlichen Sozial- und Vorsorgesystemen fallen. Menschen mit niedrigerem Bildungsgrad, die als verzichtbar betrachtet werden. All diese werden zu Fremden im System, sie spielen nicht mehr richtig mit. Und der Neoliberalisms unternimmt nicht einmal mehr einen ernsthaften Versuch, diese Menschen auf irgendeine Art zu integrieren. Eine bislang wenig beachtete Entwicklung ist die steigende Zahl von Häftlingen weltweit. Auch darüber schreibe ich. Vor allem in den USA ist eine regelrechte Gefängnis-Industrie entstanden, private Unternehmen machen damit enorme Profite. Wer Ärger macht oder nicht ohne Weiteres verwertbar ist, wird heute schneller weggesperrt.

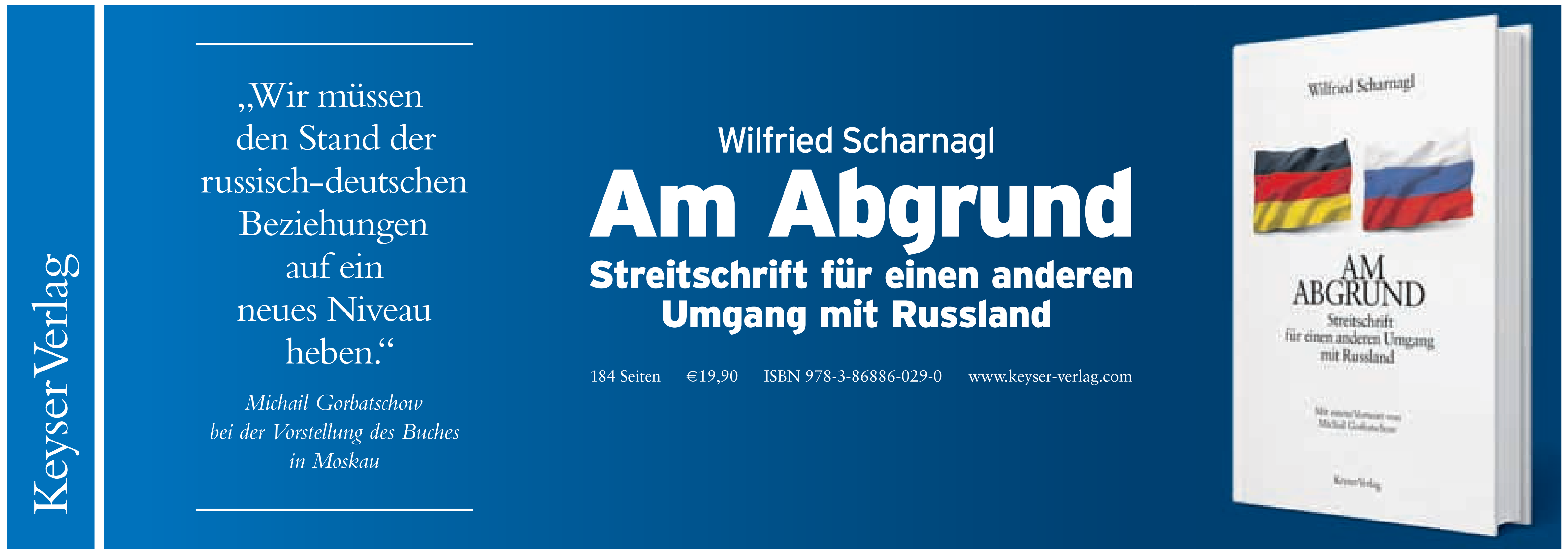
„Wer Ärger macht oder nicht verwertbar ist, wird heute einfach schneller weggesperrt“

Gilt das auch für die Psychiatrie?
Das habe ich noch nicht genauer untersucht, aber es wäre denkbar.
Das Beeindruckendste an Ihrem Buch ist, wie klar Sie die Mittelschichten als die größten Verlierer der Gegenwart skizzieren.
Die Armen waren auch vorher schon arm dran, so hart das klingt. Neu ist, dass der Mittelbau der Gesellschaften jetzt marginalisiert, ausgegrenzt wird. Ich nenne diese Schicht im Buch die „bescheidene Mittelklasse“. Es geht nicht um die obere Mittelschicht oder die Reichen, sondern um das, was gemeinhin „die ganz normale Mitte“ der Gesellschaft genannt wird, Facharbeiter, Angestellte. Diese bescheidene Mittelklasse stellte die Arbeitskräfte und die Konsumenten des 20. Jahrhunderts – und diese waren wichtig, um Gewinne zu erzielen. Nur dafür gab es all die wohlfahrtsstaatlichen Einrichtungen, deren Abbau wir gerade erleben: um den Wohlstand dieser Konsumentenschicht zu sichern. Inzwischen wird Kapital aber auf ganz anderem Wege akkumuliert, durch eine abgehobene Finanzökonomie, die das reale BIP in den USA zum Beispiel um das Fünfzehnfache übersteigt. Es ist einfach unwichtig geworden, wie viel Geld ein Mensch für einen Fernseher oder Möbel ausgeben kann oder will, es spielt keine Rolle mehr.
Ist die Austeritätspolitik, die etwa die „bescheidene Mitte“ in Griechenland plattmacht, eine Manifestation dieser Verschiebung?
Absolut. Die Jüngeren, die Töchter und Söhne der bescheidenen Mitte, stellen fest, dass sie weniger und weniger herausbekommen, egal, wie hart und viel sie arbeiten, wie sehr sie sich auch bemühen, gute Bürgerinnen zu sein. Sie sind von Anfang an arbeitslos oder waren noch nie im Vollzeitmodus beschäftigt. Sie haben gar nicht den Rang, von dem aus sie sich organisieren könnten, ihre Stimme hat gar kein Gewicht. So wendet sich ihre Wut zunehmend gegen den Staat. Das Vertrauen in die Regierungen sinkt, überall.
Frau Sassen, was können wir tun, wie kommen wir da raus?
Die Protestbewegungen der vergangenen Jahre, etwa Occupy!, sind interessant, denn sie gingen von ebenjener bescheidenen Mitte aus, sei es Brasilien, in der Türkei, in Spanien, den USA. Die Mittelklasse ist nicht die klassische revolutionäre Kraft. Aber sie sieht sich zu Recht vom Staat betrogen, weil dieser den sozialen Vertrag mit den Menschen gebrochen hat, mit denjenigen, die den hart arbeitenden, pflichtbewussten Teil der Bevölkerung ausmachen. Darauf versuche ich seit Jahren hinzuweisen: Wir Bürger verlieren Rechte. Seit Jahren, jede Woche ein paar mehr.

Ausgrenzungen. Brutalität und Komplexität in der globalen Wirtschaft *Saskia Sassen*
Sebastian Vogel (Übers.),
S. Fischer 2015, 320 S., 24,99 €

Das Gespräch führte
Katja Kullmann

ANZEIGE

ANZEIGE


Evolution der Gewalt

Krieg Die Geschichte der Kriege hört nicht auf, sie ändern nur ihre Form und ihre Gestalt: Herfried Münklers neuer Wälzer

■ **Andrea Roedig**

FOTO: ERIK PRASETYA

Der Krieg sei ein „wahres Chamäleon“ zitiert Herfried Münkler seinen Gewährsmann Clausewitz. Der Kampf, soll das heißen, nimmt je nach historischem Setting verschiedene Gestalt an. Aber ändert er auch sein Wesen? Wir werden sehen. Naiv jedenfalls wäre es, die lange Phase des Friedens in Zentraleuropa als Vorschein einer gewaltfreien Zukunft zu verstehen. Die Geschichte des Krieges hört nicht auf – diese Idee ist die Achse, um die sich Münklers Überlegungen seit Langem drehen. In den groß angelegten *Kriegssplittern* führt er nun verschiedene Elemente zusammen, seine Studien zum Ersten Weltkrieg, die Theorien der Neuen Kriege sowie Thesen über gegenwärtige Raumordnungen und die Wiederkehr von Imperien.

Splitter der Urkatastrophe

Der Erste Weltkrieg gilt ihm dabei als eine Art Nucleus, der spätere Gewaltentwicklung und Gewaltformen präfiguriere. „Splitter“ der viel beschworenen „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts findet Münkler demnach überall, in den gegenwärtigen Konfliktherden auf dem Balkan, im Kaukasus, in der Ukraine, im nahen und fernen Osten, aber auch in den heute unter humanitärer Flagge segelnden und zu „Polizeiaktionen“ transformierten militärischen Interventionen der Großmächte.

Münklers Buch beginnt mit einer mehr als hundertseitigen Analyse des Ersten Weltkrieges. Was trocken anmutet, ist sehr spannend geschrieben. Münkler betont, dass nicht sein Ausbruch 1914 – den Ersten Weltkrieg zur „Urkatastrophe“ für Europa werden ließ, sondern sein langer und verlustreicher Verlauf. Detailliert analysiert er die Machtkonstellationen und Hegemonialinteressen der Großmächte, er rekonstruiert die politisch und romantisch inspirierten Motive des deutschen Bürgertums, einen für ihre Schicht eher untypischen Heroismus auszubilden. Das Ende und der Ausgang des Krieges seien Ursache für den Niedergang der bürgerlichen Welt und einem beschleunigten Gang in die Moderne.

Im Ersten Weltkrieg sieht Münkler auch die Gelenkstelle zum Übergang in postheroische Gesellschaften. Längere Ausführungen widmet er dem Begriff des Heros. Denn der Held ist ohne Bereitschaft zur Selbstaufgabe, ohne das zum Sacrificium erhöhte Opfer nicht zu denken. Schwierig allerdings ist die Balance zwischen dem „Sakrifiziellen“ und dem „Viktimen“, wie Münkler es nennt. Nach den Verlusten des Ersten Weltkriegs und mit zunehmender Säkularisierung blieb nicht mehr viel Opferbereitschaft übrig, womit auch der militärische Heroismus zunächst seine Geschäftsgrundlage verlor. Untergründig läuft in Münklers These der Ent-Heroisierung eine leichte Nostalgie mit, zumindest aber eine Besorgnis, denn das alte Ideal des Helden habe für eine ethische Bindung gesorgt, für die „Symmetrie“ der Kräfte im Kampf. Schwächere abzuschlachten, den Gegner auszuspielen, bringt keine Punkte auf dem Feld der Ehre. Das Heldenideal auf der einen, Kriegsrecht auf der anderen Seite seien Versuche, die in militärischen Auseinandersetzungen waltenden Asymmetrien auszutarieren, sozusagen Regeln der Fairness einzuführen und damit Schaden zu begrenzen. Merkmal der neuen, „hybriden Kriege“ sei aber, dass in ihnen die herkömmlichen gewaltbegrenzenden Mechanismen nicht mehr greifen.

> Heroische Attentäter triggern einen militärisch inspirierten Alarmismus

Der Traum vom ewigen Frieden ist älter als das 20. Jahrhundert. Schon Ende des 19. Jahrhunderts kursierte die Auffassung, einen Krieg in Europa werde es nicht mehr geben, schlicht weil sich Kriege in hoch entwickelten Ländern nicht rechnen. Der mögliche Schaden könnte durch Territorien- oder auch Ressourcengewinne niemals aufgewogen werden.

Das gilt im 21. Jahrhundert mehr denn je. Die großen Staatenkriege seien im Grunde unführbar geworden, meint Münkler, ihre Ära sei vorbei. Stattdessen verschöben sich Kriege an die Ränder der Wohlstandszonen, sie verwandelten sich aufseiten der großen Mächte zu interventionistischen Polizeiaktionen. Die These von der „Verpolizeilichung“ ist zentral für Münkler. Asymmetrisch sind die Kombattanten, asymmetrisch die Ziele, asymmetrisch sind auch die Waffen und die Methoden des Kampfes. Akteure der neuen, hybriden Kriege sind nicht unbedingt Staaten, sondern private Militaristen, Warlords, Terrornetzwerke, aber auch NGOs und globale Konzerne. Während die Großen – salopp gesagt – Polizei spielen und über unschlagbare Waffen verfügen, setzen die Kleineren auf Terror und Partisanenstrategien.

Münkler macht hier eine eigene Taxonomie der verschiedenen Vulnerabilitäten auf; in Netzwerken organisierte Gegner seien – weil territorial nicht gebunden – kaum zu bekämpfen; sie können mit geringen Mitteln Zermürbungskriege führen, wozu auch die gezielte Mediennutzung gehört. Die brutalen Hinrichtungsvideos des IS zählt Münkler zum „Krieg der Bilder“, und die Drohne sieht er als klare Antwort der Großmächte auf terroristische Bedrohung. Sie sei die Waffe der postheroischen Gesellschaft und daher auch nicht mit Kriterien, die aus der Zeit des Heroismus stammen – Mann gegen Mann –, zu kritisieren. Immer weniger, prophezeit Münkler, werde es in künftigen Kriegen um die Beherrschung von Territorien gehen, sondern viel eher um die Kontrolle des „Fließenden“, also um die Regulierung von Waren-, Menschen-, Kapital-, Kommunikationsströmen.

Die neue Macht sei darum weniger eine militärische, sondern eine, die von den Geheim- und Überwachungsdiensten ausgehe. Für die Überlegungen zum Fluiden stehen Deleuze/Guattari Pate und die Regeln der guten alten Seeschlacht. Denn die Regierungsweisen der alten Seeimperien lägen als „Kontrolle der Ströme“ strategisch näher an den neuen, globalisierten Erfordernissen als die der klassischen Landimperien.

Überzeichnen

Kriegssplitter ist ein großer Rundumschlag, der – wiewohl in weiten Teilen interessante Lektüre – etwas aus dem Ruder gelaufen ist. Offenbar wollte Münkler in diese Genealogie der Gewaltentwicklung alles hineinpacken, was ihn in den letzten Jahren umgetrieben hat, und so wirkt das Buch stellenweise redundant und patchworkartig. Im einführenden Teil zum Ersten Weltkrieg ist des Autors Thesenfreude wohltuend durch historisches Material gebremst, in den Gegenwartsanalysen und Zukunftsszenarien werden die Hypothesen dann notwendigerweise luftiger und in kulturwissenschaftlicher Manier großspurig: „Verschwörungstheorien sind als Funktionsäquivalent der Informationsevaluation an die Stelle der professionellen Journalisten getreten.“ Aber hallo!

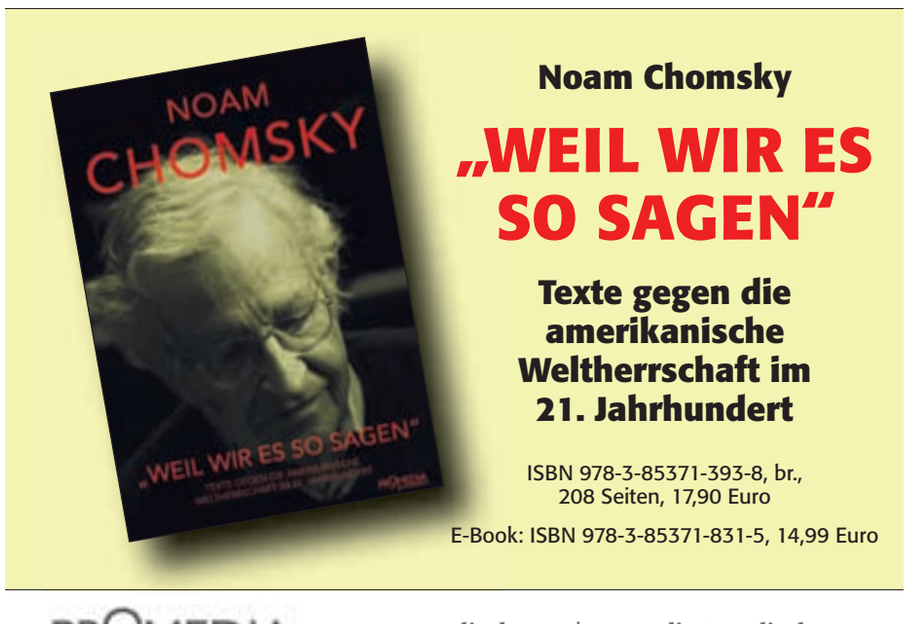
Man müsse überzeichnen, sagt Münkler, um Veränderungen „frühzeitig beziehungsweise politisch rechtzeitig“ wahrnehmen zu können. Das mag schon stimmen. Bei aller Nonchalance hat Münkler aber auch eine Lust daran, Bedrohungsszenarien auszumalen; sie reichen von den heroischen Attentätern, die den Schrecken in postheroische Gesellschaften tragen, über die schleichende Aushöhlung von Kriegsvermeidungsregeln in hybriden Kriegen bis zur Mahnung, dass das naive Europa sich im Regime der Kommunikationsströme nicht vom Global Player USA abhängen lassen dürfe. Die Methode hypersensibilisierter Zeitdiagnostik triggert einen quasi militärisch inspirierten Alarmismus, der vorsorglich den Finger am Abzug hält.

Wie steht es also um den Krieg, das alte Chamäleon? Ändert er die Farbe, aber nicht sein Wesen? Die Geschichte der Kriege hört nicht auf, sagt Münkler. Das ist eine schlechte Nachricht. Den Spezialisten fürs Agonale mag sie aber die tröstende Zuversicht geben, dass man auch in postheroischen Zeiten noch mit den Kategorien von Angriff und Verteidigung, Bedrohung und Abwehr denken darf. Chamäleon bleibt Chamäleon.

Kriegssplitter: Die Evolution der Gewalt im 20. und 21. Jahrhundert *Herfried Münkler* Rowohlt 2015, 400 S., 24,95 €

ANZEIGE

„Was immer die Welt denken mag, die Handlungen der USA sind gerechtfertigt. Weil wir es so sagen.“



Noam Chomsky

„WEIL WIR ES SO SAGEN“

Texte gegen die amerikanische Weltherrschaft im 21. Jahrhundert

ISBN 978-3-85371-393-8, br., 208 Seiten, 17,90 Euro

E-Book: ISBN 978-3-85371-831-5, 14,99 Euro

PROMEDIA

www.mediashop.at | promedia@mediashop.at

Tel: +43 1 405 27 02 | Fax: +43 1 405 27 02-22

Etwas mehr Marx, bitte

TTIP Petra Pinzler kritisiert das umstrittene Abkommen, will aber keine Marktskeptikerin sein

■ **Till Hahn**

Der Unfreihandel – die heimliche Herrschaft von Konzernen und Kanzleien“ ist zum Glück nicht so verschwörungstheoretisch wie der Titel klingt. Besonders das geplante Abkommen zwischen der EU und den USA erhitzt zurzeit die Gemüter. Über Transatlantic Trade and Investment Partnership oder kurz TTIP ist nicht alles bekannt, denn die Verhandlungen werden im Geheimen geführt.

Neben mangelnder Transparenz wird der große Einfluss, den Lobbyisten auf die Verhandlungen üben, kritisiert. Vieles von dem, was doch bekannt geworden ist, greift die *Zeit*-Redakturin Petra Pinzler in ihrem Buch auf und veranschaulicht mögliche Folgen. Besonders gelungen sind ihre Ausführungen zum internationalen Schiedsrecht und den Kanzleien, die es vertreten. Pinzler zeigt auf, welche Interessen die beteiligten Kanzleien vertreten und wie die Schiedsgerichte funktionieren. Besonders brisant ist, dass es sich um ein reines Privatrecht handelt, das abermals unter Ausschluss der Öffentlichkeit verhandelt wird. Auch haben lediglich private Akteure das Recht Staaten zu verklagen, umgekehrt nicht. Die Öffentlichkeit kann nur verlieren. Für die Kanzleien, die sich mit diesem Privatrecht auseinander setzten, ist es dagegen ein lukratives Geschäft.

Kein irrsinniges Projekt

Abgesehen von diesem starken Teil wirkt das Buch jedoch wie eine Ansammlung einzelner Zeitungsberichte, ein roter Faden ist selten erkennbar. Dass Pinzler sich regelmäßig selbst versichert, keine Marktskeptikerin zu sein, macht das Ganze nicht besser. Dass Deutschland so viel exportiert, weil die Reallöhne und damit der Inlandskonsum seit Hartz IV immens eingebrochen sind und sich erst schrittweise erholen, liest man nicht. Dementsprechend wird auch nicht von der flachen These abgewichen, dass man sich bei TTIP zwischen ‚Markt‘ und ‚Gesellschaft‘ entscheiden müsse.

Nur angedeutet wird schließlich, dass zu einem funktionierenden Markt aber nicht nur Produzenten, sondern auch Konsumenten gehören. Und dass TTIP kein irrsinniges Projekt zur Entfesselung eines wild gewordenen Welthandels ist, sondern das Ziel verfolgt, das weltweite Kapital besser zu reproduzieren, scheint der Autorin auch nicht klar zu sein. Ein bisschen mehr Marx hätte dem Buch ganz gut getan.

Der Unfreihandel: Die heimliche Botschaft von Konzernen und Kanzleien *Petra Pinzler* rororo 2015, 288 S., 12,99 €

FOTO: ERIK PRASETYA

Stützwand 12.41

Teilung Ein Band führt an geschichtsträchtige Orte, an denen sich DDR und BRD zart berührten

■ **Annett Gröschner**

Wenn in meiner Kindheit der Radiosprecher auf NDR 2 von der Zentralen Erfassungsstelle Salzgitter sprach, befiel mich ein Unbehagen allein wegen der Worte „Erfassungsstelle“ und „Salzgitter“. Es musste furchtbar sein, in einem Ort zu wohnen, der wie Tränen und Gefängnis klang. Dass dort aber Tränen und Gefängnis eines anderen Staates erfasst wurden, der wiederum von dem Staat, dessen Behörde die Vorkommnisse sammelte, nicht als Staat anerkannt wurde, war selbst für Erwachsene eine komplizierte Angelegenheit. Als Kind fand ich nur die Worte bedrohlich. „Selbstschussanlage“ gehörte auch dazu.

Die Zentrale Erfassungsstelle ist einer der 25 deutsch-deutschen Orte, die Ingolf Kern und Stefan Locke aufgesucht haben, um zu erfahren, was nach 25 Jahren noch vorhanden ist. Nicht jeder Ort ist ein Ort, manchmal sind es eher Instanzen, wie der Rechtsanwalt Wolfgang Vogel oder der Journalist Gerhard Löwenthal, hinter deren Persönlichkeiten die Plätze, an denen sie wirkten, verblassen, über deren Bild sich inzwischen aber auch eine leichte Unschärfe gelegt hat.

Locke und Kern, die beide in der DDR aufgewachsen sind, führen mit Entdeckerfreude an Schauplätze, die mit der jüngeren deutschen Geschichte verbunden sind, auch wenn gelegentlich eine leichte Überheblichkeit der später Geborenen durchscheint, die ja einfach auch das Glück hatten, dass die Wende mit der juvenilen Phase zusammenfiel.

Es sind weniger Porträts als Reportagen über bekannte Orte, wie das durch eine Mauer geteilte Dorf Mödlareuth, wie der Grenzübergang Hirschberg/Rudolphstein oder die Ständige Vertretung der DDR in Bonn. Und es sind solche, die so verborgen und unscheinbar waren, dass sie in den letzten 25 Jahren nur Promovierende in jüngerer deutscher Geschichte, Ortsbürgermeister und Grundstücksmakler interessierten.

Wer weiß noch, dass der Pavillon an der Grünanlage neben der Amerika-Gedenkbibliothek in Berlin das Büro für Besuchs- und Reiseangelegenheiten beherbergte, in der als Postbeamte verkleidete Stasileute Passierscheine für Westberliner ausstellten, die Verwandte im Osten besuchen wollten? Oder wem ist das Postzollamt Falkenberg ein Begriff, in dem sechzig Angehörige der Abteilung M der Stasi damit beschäftigt waren, Westpakete zu öffnen und alles herauszuholen, was den DDR-Bürgern nicht zugemutet werden sollte, wie Bücher, pornografische Zeitschriften oder Devisen?

„Wöchentlich verbrachte die Stasi allein zwei Stunden mit dem Verbrennen von Fanpost.“ Postkarten zum Beispiel, die das Lösungswort der RIAS-Sendung *Klingendes Sonntagsrätsel* von Hans Rosenthal enthielten. 500 Postkarten kamen trotzdem monatlich beim RIAS an. Nach dem Mauerfall, die Postzollämter hatten ihre Arbeit eingestellt, waren es allein im März 1990 330.000 Zuschriften. Die Sendung gibt es bis heute auf *Deutschlandradio*, nur das Attribut wurde weggelassen, was – apropos – auch manchen Sätzen im Buch gutgetan hätte. Sätze wie: „Die Elbe, die damals stolz und träge dahinfloss.“

Adressen ohne Geschichte

Auch Abseitigeres wird erzählt. Die Geschichte des Stützwandelementes UL 12.41 im Betonwerk Malchin, das als unscheinbares Silowandteil begann und zum Sinnbild der Mauer wurde. Oder der Flughafen Gander in Kanada, der Zennergarten in Berlin-Treptow oder die Sporthalle Köln, Orte, die auf den ersten Blick nichts mit dem geteilten Deutschland zu tun hatten. Manche Geschichten sind aus vielen Quellen gespeist, es kommen Zeitzeugen zu Wort, es wird aus Akten oder Promotionen zitiert, andere wirken eher wie Fingerübungen, der Vollständigkeit halber mit ins Buch genommen.

Ergänzt werden die Geschichten durch einen Bildessay von Götz Schleser, der historische Abbildungen gegen den heutigen Zustand der Orte stellt. Die Bedeutung der Adressen hat sich entladen, manches Haus steht nicht mehr, ist leer oder einer anderen Nutzung zugeführt, die wieder neue Geschichten produziert, über die andere schreiben werden.

Geteilte Geschichte. 25 deutsch-deutsche Orte und was aus ihnen wurde. Mit einem Bildessay von Götz Schleser *Ingolf Kern, Stefan Locke* Ch. Links Verlag 2015, 272 S., 22 €

Eine Jugendkultur

Djihad Peter Neumann gilt vielen als IS-Jäger No. 1. Seine aktuelle Analyse ist wegen der Recherche im syrischen Grenzgebiet lesenswert

■ **Sabine Kebir**

Es ist eigentlich ein brandaktuelles Buch über den „Islamischen Staat“ und seine Kämpfer, das Peter Neumann, Professor für Sicherheitsstudien am Londoner King`s College und Leiter des International Centre for the Study of Radicalisation uns da vorlegt. Unklar ist, wieso er es über ein gutes Viertel seines Texts einleitet mit einem Schema von vier historischen Terrorismuswellen: Anarchismus, Antikolonialismus, Neuer Linker und Religiösem Fundamentalismus – worunter er sowohl christliche als auch die älteren islamistischen Terrororganisationen versteht. Der IS repräsentiere eine fünfte Welle, weil er – im Unterschied zu den früheren – erfolgreich ein eigenes Staatsgebiet samt Bürokratie schaffen konnte. Das stellt ihn aber eher in eine Reihe faschistischer Terrorismen, namentlich den italienischen und den deutschen, die ebenfalls schon vor Errichtung ihres Staates die Menschen durch öffentlich ausgeführte Gewaltakte gefügig machten. Dem wird Neumanns Schema nicht gerecht.

Islamistische Konkurrenz

Kompetent erscheint er jedoch in der Schilderung der Geschichte und der Persönlichkeiten der großen islamistischen Gruppen und der Konkurrenz, die zwischen ihnen herrscht. Sie könne zu einem auch für den Westen gefährlichen Anschlags-Wettbewerb führen: Al Qaida, die gegenüber dem IS an Strahlkraft verloren hat, dürfte über einen neuen 11. September nachdenken.

Interessant ist die Differenzierung, die Neumann zwischen IS und der syrischen Al-Nusra-Front vornimmt, die in den Medien oft noch als akzeptable Kraft im Kampf gegen Assad erscheint. Er hält jedoch die Ideologie beider Gruppen für identisch wie auch die Zielstrebigkeit, mit der sie eine Scharia-Gesellschaft ansteuern. Unterschiede liegen im taktischen Vorgehen: Die Nusra-Front erscheint weniger radikal, weil sie sich um Zusammenarbeit mit lokalen Stammesstrukturen bemüht. Sie macht ihnen noch kulturelle Zugeständnisse, während der IS sein Scharia-Programm unabhängig von den vorgefundenen Gegebenheiten durchsetzt und unverhohlen globale Ziele ansteuert. Kalif al Baghdadi wünscht sich regelrecht die militärische Konfrontation mit westlichen Bodentruppen – um sich als antiimperialistischer Helden feiern zu lassen.

Hinsichtlich der Freien Syrischen Armee zerstört Neumann jegliche Illusion: Sie ist nicht mehr existent, die meisten ihrer Kommandeure und Kämpfer sind zum IS übergelaufen.

Neumann und sein Team gewinnen ihre Erkenntnisse nicht nur aus Auswertungen umfangreicher Beobachtungen von Blogs, Facebook und anderen Selbstdarstellungen des IS im Internet, sondern auch aus direkter Feldforschung. Insbesondere hält er sich häufig im Grenzgebiet zwischen der Türkei und Syrien auf, um den Transfer der Kämpfer zu beobachten und möglichst mit ihnen in Kontakt zu kommen. Er entlarvt die fatale Rolle, die die Türkei spielt. Hier noch wird in „sicheren Häusern“ die Zuverlässigkeit der aus Europa eintreffenden jungen Männer und Frauen überprüft. Wer schließlich über die Grenze darf, muss keine Angst haben: Die türkischen Soldaten schießen nur in die Luft.

> Grausamkeiten, die Syrer oder Iraker im eigenen Land nicht begehen wollen

Neumann macht plausibel, dass die Kämpfer aus dem Westen dem IS besonders problematische Dienste leisten. Da sie – anders als die kampfgeschulten Veteranen z. B. aus Afghanistan, Algerien, Tschetschenien und dem Jemen – militärisch kaum sinnvoll einsetzbar sind, werden gerade sie mit den medial in Szene gesetzten schlimmsten Grausamkeiten beauftragt, die Syrer oder Iraker im eigenen Land nicht begehen wollen. Der Alltagsdienst, den westliche Djihadisten zu absolvieren haben, erschöpft sich – wenn sie nicht in den großen Schlachten als Kanonenfutter verheizt werden – vor allem im Wacheschieben. Obwohl der IS auch professionelle Filmteams beschäftigt, die Dokumentationen und Clips mit „kinematischer Qualität“ herstellen, sind Blogs und der E-Mail-Verkehr westlicher Rekruten mit in Europa verbliebenen „Brüdern und Schwestern“ ein wichtiges Propagandamittel. Wenn aus Syrien berichtet wird, dass man dort „Sklaven, Pizza und den Märtyrertod“ teilen dürfe, dann riecht das nach Abenteuer und trifft Sehnsüchte salafistischer Jugendlicher, die glauben, zu Hause keine Zukunft zu haben. Laut Neumann entstammen deutsche IS-Kämpfer meist prekären sozialen Milieus. Aus England kommen oft Studenten oder gar Akademiker mit ordentlichen Abschlüssen.

Ärzte und Architekten

Da sich der IS als strukturierter „Staat“ mit Zukunft versteht, wirbt er weltweit nicht nur Kämpfer an, sondern ausdrücklich auch ganze Familien, Fachleute jeder Art: Ärzte, Architekten, Handwerker, IT-Spezialisten, Bürofachkräfte, auch Frauen. Neumann bezweifelt jedoch die Zukunftsfähigkeit des IS-Staats, weil seine wirtschaftlichen Entfaltungsmöglichkeiten schon jetzt an enge Grenzen stoßen. Der Erdöl-Vertrieb geht zurück, weil die meisten Förderanlagen bombardiert wurden. Kein Land der Welt will offizielle Handelsbeziehungen mit dem IS eingehen. Bald schon könne ihm die Kraft zur Regeneration ausgehen – was seine Gewaltbereitschaft womöglich noch steigert.

Leider stellt Neumann den Westen nur als Opferziel des IS dar. Er analysiert nicht die aktive Rolle, die der Westen, Saudi-Arabien und Katar in dem Konflikt spielen. Ein Rätsel bleibt, wieso ausgerechnet mithilfe Letzterer die Demokratie im Nahen Osten durchsetzbar erschien. Es drängt sich die beängstigende Frage auf, wer wen hier eigentlich instrumentalisiert hat.

Die neuen Djihadisten. ISIS, Europa und die nächste Welle des Terrorismus
Peter Neumann ECON 2015, 225 S., 16,99 €

ANZEIGE

PapyRossa Verlag | Luxemburger Str. 202 | 50937 Köln

Wolf Wetzel
DER RECHTSSTAAT IM UNTERGRUND
Big Brother, NSU-Komplex und die notwendige Illoyalität

Wolf Wetzel untersucht untergründige Staatsaktivitäten: Aufrüstung im Innern bei andauerndem Ausnahmezustand und totaler Überwachung. Ein weiterer Strang: die Spur des NSU und die Rolle der Geheimdienste. Die Antwort lautet, zusammenfinden in der notwendigen Illoyalität.

ISBN 978-3-89438-591-0 – 218 Seiten – € 14,90

Conrad Schuhler
ALLES CHARLIE ODER WAS
Religionskritik – Meinungsfreiheit oder Schmähung?

Conrad Schuhler fragt, auch unter Bezug auf Kant und Marx: Darf Satire sich unterschiedslos gegen religiöse Inhalte wenden? Darf sie eine Minderheit schmähen, deren Gegner nur auf Munition warten? Und welche Rolle spielt der Umgang mit Religionen für die Hegemonie des Westens?

ISBN 978-3-89438-593-4 – 111 Seiten – € 11,90

Frank Deppe
DER STAAT
Basiswissen Politik / Geschichte / Ökonomie

Frank Deppe behandelt den Begriff des ›modernen Staates‹ sowie die Grundzüge bürgerlicher und marxistischer Staatstheorien. Und er geht der Frage nach, wie die Widersprüche des globalen Finanzmarktkapitalismus und die Kämpfe gegen die Austeritätspolitik Funktion und Tätigkeit der Staaten beeinflussen.

ISBN 978-3-89438-595-8 – 118 Seiten – € 9,90

Tel.: (02 21) 44 85 45 | www.papyrossa.de | mail@papyrossa.de

Leser, wie die Zeit vergeht!

Sachbuch Sexforscher Borneman, Gertrude Bells Reisen, deutsches Nachkriegskino, Michael Rutschkys Jahre mit Rainald Goetz und den Seinen. Unsere Herbstfavoriten, präsentiert von Prof. Dr. Schütz

Ach, wir Zeitgeister! Was regt uns noch immer auf, dass es der Moderne zugehörige Zeiten gab, die Frauen des Entdeckungsreisens nicht für würdig empfanden. Die Frauen taten's dennoch – wenn sie denn aus betuchtem Hause kamen, meist in betont schicklichem Damentuch. Gertrude Bell (1868 – 1926) war eine von ihnen. Eine „Alleinreisende"! Hatte sie nicht wenigstens Brechts Koch dabei? Natürlich. Beduinen, Kundige – und Kamele. Wenngleich Werner Herzog vorgab, in *Königin der Wüste* ihr Leben gefilmt zu haben, so dauergelackt wie Nicole Kidman war weder sie, noch ihre Wüste so touristisch geleckt. Ihr ging es nicht zum Wenigsten um Menschen, um Begegnungen mit ihnen und ihrer Kultur. Bells Reisebericht von 1905 durch Syriens Wüsten und Kulturstätten ist daher kein Nostalgiebuch für neuerdings IS-Ferntraumatisierte, sondern eine durchaus auch betulich-behäbige Sammlung von Antikem und Archaischem, gesehen weniger durch feminine als britische Augen, mehr am Lager der Männer denn an der Lage der Frauen interessiert. Aber gerade weil sie nicht alle Anhiebserwartungen erfüllt, ist diese – sorgsam gemachte – Rekapitulation eine sehr lohnende Lektüre!

Foreveryoung! Möglicherweise erscheint Nicole Kidman den Greisen, die sich für Partner ihrer Enkel halten, viel zu alt, um sie ins kryonische Endlager mitzunehmen. Robert Pogue Harrison hat sich nach Wäldern und Gärten des Alterns angenommen, genauer: seiner Verdrängung und Vermeidung. Neotene Figuren haben es vorgemacht, wie man mit Babyschema und larvenähnlicher Kindischkeit ewig leben kann, ohne so alt auszusehen, wie die Zellen sind, aus denen man besteht, Micky Maus zum Beispiel. Das kulturelle koppelt sich vom biologischen Alter ab, um es – perspektivisch – gänzlich aufzuheben. Wer Spuren des Alterns zeigt, ist ein besonders ironischer Zitator der Menschheits-Kindheit, als die Lolitas schon Mütter und die Väter spätestens mit 30 den Weg alles Irdischen gingen. Nein, ganz so einfach macht er es nicht, liefert vielmehr eine altersweise Kulturkritik, die sich zumindest wegen ihrer kulturgeschichtlichen Fülle und Bedachtsamkeit zu lesen lohnt.

Erhard Schütz, geboren 1946, war bis 2011 Professor für Neue Deutsche Literatur an der Berliner Humboldt-Universität. Er ist u.a. Autor des Buches *Romane der Weimar Republik.* Für den *Freitag* schreibt er regelmäßig die Sachbuch-Kolumne *Sachlich richtig*

Kinder, wie die Zeit vergeht! Ohne Vor- oder Nachspann geht es in die *Transatlantik*-Jahre, in denen Michael Rutschky erst Redakteur in Enzensbergers grandios geflopptem Zeitschriften-Projekt war, dann freigestellter Beobachter. Vier Tagebuchjahre – 1981 bis 1984 – zeigen nicht nur, wie eine stadtneurotische Selbstbeobachtung Ander- und Weltbeobachtungen nicht aus-, vielmehr aufschließt, sondern zeigen auch mit zehn Tastenfingern auf jene merkwürdige Zeit, da Rainald Goetz sich die Stirne schlitzte, ansonsten ein ständiger Begleiter war, Hund N. nervig und Partnerin Katharina stets weise. Damals waren die Leute vorm TV denen im TV noch ähnlich: Kohlzeiten. Namen und Figuren, familial, medial und politikal. Vor- und Angänge, die Altersgenossen von Rutschky Ach und Aha entlocken, jüngeren Lesern eher Frau Wendriner oder Herr v. Kardorff sind. Macht aber nichts, denn die Anekdoten, Notate, Anmerkungen, gelegentlichen Aperçus zu ihnen und ihrer Zeit sind in ihrer teils Selbstentblößung, teils Entkleidung all' der nackten Kaiserlein, teils neurotischen Abwehr, teils kindlichen Empathie ein Prisma jener Interimszeit abermals nachholender Modernisierung. Und wie ärgerte sich Enzensberger? „Da Sie nicht sagen, was Sie denken, muss man ja wohl Ihre Bücher lesen." Was er darin sagt, hätte Enzensberger nie gedacht.

Eva Borneman (73) soll etwas über Sexualität sagen. Rutschky protokolliert „eine unausdenkbare anatomische Abnormität": Nach 40 Jahren sei ihre und Ernests Sexualität „vollkommen zusammengewachsen". Vor 20 Jahren hat der achtzigjährige Ernest Borneman sein Leben terminiert. *Bild*: „Junge Geliebte lief weg. Sex-Papst Professor Dr. Borneman vergiftete sich". Heute arg vergessen, hat ihn Detlef Siegfried wiederentdeckt. Und wohl kaum ein anderer hätte die Facetten Bornemans, der – nach Nazikategorien – als „Halbjude" in Berlin geboren wurde und mit einem Kindertransport nach England entkam, so erfassen können. Der Autor stellt Borneman als Typus der jüngsten Moderne vor. Wer aus kritischer Sicht als Hochstapler und Fantast erscheinen könnte, wird hier zum Trickster, der die multiplen Fährnisse der Moderne bravourös meisterte. Was nicht alles! Ehe er Sex-Papst wurde, mit Ratgebereien für die *Neue Revue*, *konkret* oder den Österreichischen Rundfunk, war er schon Jazzkritiker, der sich nicht auf die Musik beschränkte, sondern die Codes von Kleidung oder Sprache einbezog. Filmer – in Kanada dreht er unter anderem einen Propagandafilm gegen Hitler. Für Radio Bremen erfand er den *Beat Club*, und Adenauer beauftragte ihn mit der Konzeption des Freien Fernsehens, aus dem dann das ZDF...

Erst da begann seine Karriere als Sexualemanzipator, von den einen verdächtigt, Päderastie zu beschönigen, von den anderen, sich in den Feminismus einzuschleichen. Hier erfährt man mehr über unsere Zeit und ihre Herkunft als in vielen historischen Kompendien.

Rücksturz zur Erde: Seit geraumer Zeit wirbt die Kritik dafür, dass „Papas Kino" gar nicht so pappig war, wie es sich mit der Vergangenheit auseinandergesetzt (oder diese aufs Sichtbarste verdrängt) hat, wie komplex die Entwürfe für die Gegenwart waren, nicht nur eskapistisch, sondern integrativ. Dieser Band wirkt von seinem thematischen Spektrum, das von der Nichtremigration jüdischer Filmschaffender über Selbstmordszenen, Typisierungsversuche des Musikgebrauchs, Stars im BRD-Nachkriegskino oder Massenszenen im DDR-Film hin zur Zeitschrift *Filmkritik* reicht, zunächst recht heterogen. Doch hat das einen Vorteil: Es zeigt sich anregend, weil gedacht und gedeutet werden muss, damit das ganze Spektrum von damals aufscheint. So bleiben Lücken oder es wird gegenüber Vorhandenem gedoppelt – oder scheint so, wie der Aufsatz über den Heimatfilm, an dem sich erweist, wie produktiv es sein kann, nicht immer nur die üblichen Vedächtigen hervorzuziehen. Interessant zum Beispiel, wie die DDR versuchte, auf die Heimatwelle zu reagieren. Manchmal überpointiert, manchmal verlangweilt, lohnt sich eine Lektüre en suite.

Leben in Jakarta

invisible photographer asia wählte ihn unter die 30 einflussreichsten Fotografen Asiens: Erik Prasetya. Geboren 1958 in Padang, einer Hafenstadt in der indonesischen Provinz West- Sumatra, arbeitet Prasetya nach einem Technikstudium zuerst in der Ölbranche, dann als Reporter. Er stellt fest, das Schreiben ist nicht seine Stärke – dafür die Fotografie! Seit über 20 Jahren dokumentiert er nun schon das Stadtleben der Hauptstadt Jakarta. Die meisten Fotografen zelebrierten eine Mittelklasse-Ästhetik zwischen Voyeurismus, Romantik, sogar Exotik, schreibt Prasetya einmal. Eine Ästhetik, die man überwinden müsse, um die „Wahrheit" zu finden. Das Bildessay *JAKARTA: estetika banal* versammelt Aufnahmen in schwarz-weiß von 1990 bis 2010. Jakarta sei seit den Reformen eine andere Stadt, sagt Prasetya in einem Interview, der Verkehr sei natürlich immer noch schrecklich.

Ewige Jugend. Eine Kulturgeschichte des Alterns *Robert Pogue Harrison*
Horst Brühmann (Übers.), Hanser 2015, 288 S., 24,90 €

Am Ende des Lavastromes. Durch die Wüsten und Kulturstätten Syriens
Gertrude Bell Promedia 2015, 306 S., 24 €

Mitgeschrieben. Die Sensationen des Gewöhnlichen *Michael Rutschky*
Berenberg 2015, 400 S., 25 €

Moderne Lüste. Ernest Borneman – Jazzkritiker, Filmemacher, Sexforscher *Detlef Siegfried*
Wallstein 2015, 455 S., 29,90 €

Reflexionen des beschädigten Lebens? Nachkriegskino in Deutschland zwischen 1945 und 1962
Hg. von Bastian Blachut (u.a.)
edition text + kritik 2015, 357 S., 39 €

Herausgeber: der Freitag Mediengesellschaft mbH & Co. KG, Hegelplatz 1, 10117 Berlin, Tel.: (030) 250 087-0 Philip Grassmann (V.i.S.d.P.) **Redakteurin:** Katharina Schmitz **Art Direction:** Maximilian Sauerbier **Grafik:** Lisa Kolbe, **Bildredaktion:** Niklas Rock **Redaktionsschluss:** 13. Oktober 2015

ANZEIGE

Den Freitag zum Jubiläumspreis verschenken - nur 62,40 € statt 98,80 € + Prämie!

Buch „Der Rote"
Landolf Scherzer verfolgt Bodo Ramelows erste hundert Tage im Amt. In einem Kaleidoskop von Beobachtungen und Stimmen deckt er Grundfragen der Politik auf und versucht beharrlich herauszufinden, was er eigentlich für ein Mensch ist, dieser „Rote". Gebunden, 363 Seiten.

Retro-Tasche „der Freitag"
Sieht nicht nur gut aus, sondern bietet auch reichlich Platz! Mit verstellbarem Schultergurt, Fronttasche mit Reißverschluss, aus 100% Polyester.
Maße: 29 x 40 cm.

Stiftebox „Trabant"
Der Trabant P601 bietet Platz für jede Menge Stifte und Co. Die Rennpappe - jetzt aus Holz - ist mit den Original Zwickauer Farben digital bedruckt und durch das bewährte Werkhaus-Stecksystem in Form gebracht.
Maße: 10 x 22,6 x 10 cm

Coupon bitte hier ausschneiden, ausfüllen und per Post senden an den Freitag Kundenservice, Postfach 11 04 67, 20404 Hamburg

✔ Ja, ich möchte den Freitag verschenken!

Ich verschenke den Freitag zum Vorzugspreis von zzt. nur 2,40 € statt 3,80 € – das entspricht 62,40 € für 26 Ausgaben. Ich spare dabei über 36 € gegenüber dem Einzelkauf am Kiosk und erhalte ein Geschenk meiner Wahl gratis dazu. Der Freitag erscheint jeweils donnerstags. **Ich gehe kein Risiko ein, denn die Lieferung endet nach dem halben Jahr automatisch.**

Meine Adresse:
Vor-/Nachname | Geburtsdatum
Straße/Hausnummer
PLZ | Ort
E-Mail
Telefon

Ich zahle bequem per SEPA-Lastschriftmandat (Gläubiger-Identifikationsnummer: DE83ZZZ00000815700):
Kontonummer oder IBAN | Bankleitzahl (bei IBAN nicht erforderlich)

Adresse der/des Beschenkten:
Vor-/Nachname | Geburtsdatum
Straße/Hausnummer
PLZ | Ort

Zum Dank für meine Bestellung erhalte ich als Schenker:
☐ Buch ☐ Retro-Tasche ☐ Stiftebox
☐ Ja, ich möchte weitere Informationen und Angebote per E-Mail oder Telefon vom Freitag erhalten. Diese Einwilligung kann ich jederzeit widerrufen.

Datum | ✗ Unterschrift

DF15-185

Ich ermächtige den Verlag, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verlag auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belastenden Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

25 Jahre der Freitag

Post
der Freitag
PF 11 04 67
20404 Hamburg

Internet
www.freitag.de/jubiläum

Telefon
040 3007-3511